

Frankfurter Allgemeine

# magazin

DEZEMBER 2016

Was ist das denn?  
Unser Rätsel zum Fest.  
Und was will uns der  
Dichter Franz Mon  
damit sagen? Das müssen  
Sie selbst herauslesen.  
Für noch mehr Zeichen  
(und die Auflösung):  
bitte weiterblättern.



**WEIHNACHTEN SPEZIAL**



Beyond Perfume



LOUIS VUITTON

[louisvuitton.com](http://louisvuitton.com)



GUCCI



**BVLGARI**  
ROMA

B.zero1

# CÉLINE



WWW.CELINE.COM

## LESE ESEL ELSE

**J**a, dieses Rätsel ist so schwer zu knacken wie eine harte Walnuss. Aber darum geht es ja: dass wir lernen, Zeichen zu lesen, dass wir das Leben verstehen, dass wir uns immer wieder neue Bedeutungswelten erschließen. Als wir in der Redaktion überlegten, ob wir wirklich dieses verrätselte Kunstwerk von Franz Mon aufs Cover nehmen sollten, fühlte ich mich an die schönsten Stunden im Germanistikstudium erinnert: Die Interpretationen nahmen überhand. Eine junge Kollegin erkannte in dem Wortbild doch wirklich die Wörter „Excel“ und „Selfie“. So kurz vor Weihnachten? So schöne Begriffe? Nein, nein, nein. Andere sahen eine leicht verrenkte Comicfigur mit Yin-und-Yang-Zeichen in den Armen. Dabei ist die Geschichte hinter den fünf Buchstaben noch besser. Ich hatte den Dichter gefragt, ob ihm außer den Wortbildern der prägenden Ereignisse dieses Jahres, die er für unser Heft gestaltet hat (Seite 34), noch etwas Weihnachtliches einfallen. So kamen wir auf den Esel zu sprechen – ein wunderbares Wort mit so herrlichen Buchstaben wie dem „e“ mit der Rundung und dem „s“ mit dem Schwung. Und weil bei einem Veteranen der Konkreten Poesie ein Wort das andere gibt, war Franz Mon schnell bei der rückläufigen Lesart „lese“, die uns als Rezeptionsaufforderung gut in den Kram passt. Mit einer kleinen anagrammatischen Volte war es dann wiederum nicht weit zu „Else“, die von Elisabeth stammt, also der Mutter Johannes des Täufers; das brachte uns immerhin schon in die Nähe der Geburt Jesu, dessen Weg Johannes bereitete. Zur dichterischen Freiheit, die wir uns in diesem Heft und erst recht in diesem Editorial ebenfalls gönnen, gehört es natürlich auch, mal einen Buchstaben wegzulassen und mal einen hinzuzufügen. Also war Mon schneller, als jeder Germanistikstudent denken konnte, bei einem Wort angelangt, das ich erst ganz ans Ende dieses Textes schreibe, damit Sie vorher die Erklärung lesen. Einem Wort also, das im Grimmschen Wörterbuch, wie mir Mon ein paar Tage später begeistert berichtete, auf sage und schreibe 75 Seiten erklärt wird. Einem Wort, das es verdient hat, unseren Titel und die ganze Weihnachtszeit zu schmücken. Es ist einfach, klar, kurz, alt und schön: Seele. *Alfons Kaiser*



**Verantwortlicher Redakteur:**  
Dr. Alfons Kaiser

**Redaktionelle Mitarbeit:**  
Holger Appel, Christian Aust, Peter Badenhop,  
Dr. Hannah Bethke, Madeline Dangmann, Dr. Daniel  
Deckers, Leonie Feuerbach, Stephan Finsterbusch, Timo  
Frasch, Dr. Rose-Maria Gropp, Franziska Horn, Sandra  
Kegel, Dr. Eckhart Nickel, Celina Plag, Dr. Matthias Rüb,  
Julia Schaal, Anke Schipp, Boris Schmidt, Peter-Philipp  
Schmitt, Dr. Stefanie Schütte, Dr. Tilman Spreckelsen,  
Jochen Stahnke, Bernd Steink, Peter Thomas, Dr. Lukas  
Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

**Bildredaktion:**  
Christian Matthias Pohlert

**Art-Direction:**  
Peter Breul

**E-Mail Redaktion:**  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter  
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte  
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge  
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung  
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich  
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche  
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung  
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine  
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als  
elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen,  
speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie  
die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH  
erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunfts erhalten  
Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch  
unter (069) 7591-2985.

**Redaktion und Verlag:**  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum  
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

**Geschäftsführung:**  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

**Verantwortlich für Anzeigen:**  
Ingo Müller

**Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:**  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

**Produktionsleitung:**  
Andreas Gierth

**Layout:**  
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei  
[media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

**Druck:**  
Printavis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



**MICHAEL**  
**MICHAEL KORS**

BESUCHEN SIE MICHAELKORS.COM | IHRE LIEBLINGSSTYLES DIREKT ZU IHNEN NACH HAUSE



**CHRISTIAN AUST** begann schon während des Studiums der Germanistik und Kunstgeschichte, Menschen zu interviewen. Erst waren seine Gesprächspartner vor allem Musiker wie Neil Young oder Joan Baez. Dann konzentrierte er sich ganz auf seine erste Liebe: das Kino. Seit mehr als 20 Jahren befragt der freie Autor Schauspieler und Regisseure. Viele kennt er seit langem, wie den eigentlich scheuen Jake Gyllenhaal, den er für dieses Heft interviewt hat (Seite 62). „Sie haben so eine Leichtigkeit an sich“, meinte Gyllenhaal – und erzählte viel über sein nicht so ganz leichtes Leben.



**BEN KUHLMANN** war im vergangenen Jahr für die Organisation „skate-aid“ in Bethlehem, um im dortigen SOS-Kinderdorf ein Skateboard-Projekt zu betreuen. Die Tätigkeit auf dem Rollbrett füllte ihn zwar aus, wie man auf dem Foto erahnt. Aber der Neunundzwanzigjährige, der Fotografie studiert hat und seit April Volontär in der Bildredaktion dieser Zeitung ist, machte sich auch auf Entdeckungsreise durch das gelobte Land. In Bethlehem sah er Sterne, buchstäblich an jeder Ecke (Seite 78). Vor Weihnachten kommt uns der Sternhimmel auf Erden gerade recht.

FOTOS: BETTINA AUST, MAEN HAMMAD, HELMUT FRÖCKE, ZEICHNUNG: KAT MENSCHIK

# MITARBEITER

**TILMAN SPRECKELSEN** hatte als Waldorfschüler schon früh mit Märchen zu tun. Und dann erweiterte auch noch „Das Märchenbuch der Welt“ seinen Horizont. Am Ende wurden daraus viele Artikel für diese Zeitung zu den Brüdern Grimm, Hauffs „Zwerg Nase“ oder isländischen Heldengeschichten. Als erster Grimm-Dozent der Stadt Hanau und des Instituts für Jugendbuchforschung hält der Feuilletonredakteur bald auch Vorlesungen über Märchen. Für uns schreibt er über „Nussknacker und Mausekönig“ (Seite 64) – und zum vorerst letzten Mal über seine Familie, die Buchhändlerin und Ullrich (Seite 20), die in der Kolumne „Kinderkram“ vier Jahre lang Spiele getestet haben.



**SANDRA KEGEL** hat als Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben schon viele Schriftsteller getroffen. Die Hausbesuche bei Franz Mon, einem der deutschen Urväter der Konkreten Poesie, zählen zu den spannendsten Begegnungen. In seinem Labor des Experimentellen wird das Glück der Wörter greifbar wie nirgends sonst. Der Dichter, der im Sommer 90 Jahre alt wurde, erschafft sich ein ganz eigenes Zeichensystem, wie seine Schöpfungen für diese Ausgabe zeigen. Sandra Kegel erkennt in den Wortbildern (Seite 34) eine ungeheure Vielfalt der Bedeutungen. „Faszinierend, wie er mit Lettern, Silben und Wörtern jongliert.“





# Dior



Märchenhaft: E.T.A. Hoffmanns „Nussknacker und Mäusekönig“ (Seite 64) wird 200 Jahre alt. Sabine Friedrichson hat die Geschichte neu illustriert.



Das können Sie sich schenken: Wir haben glänzende Ideen für die Bescherung gesammelt (Seite 52) – und sie auf Schloss Leopoldskron ins Bild gesetzt.



**ZUM TITEL**

Das Wortbild hat Franz Mon im November geschaffen. Auflösung siehe Editorial.

- 17 KARL LAGERFELD
- 44 ECKHART NICKEL
- 62 JAKE GYLLENHAAL
- 86 ANTJE RÁVIC STRUBEL
- 106 MARGOT KÄSSMANN

**AUFSCHLAG** Wir stellen 23 Bücher vor, die uns in diesem Jahr aufgefallen sind. *Seite 68*

**AUFGABE** Was tun, wenn die beste Freundin sich plötzlich nicht mehr meldet? *Seite 82*

**AUFBAU** Der Allgäuer Klaus Obermeyer brachte den Ski-Ort Aspen in Schwung. *Seite 84*

**AUFBRUCH** Ewig schön: Ein Besuch in Rom ist nicht nur zu Weihnachten ein Fest. *Seite 88*

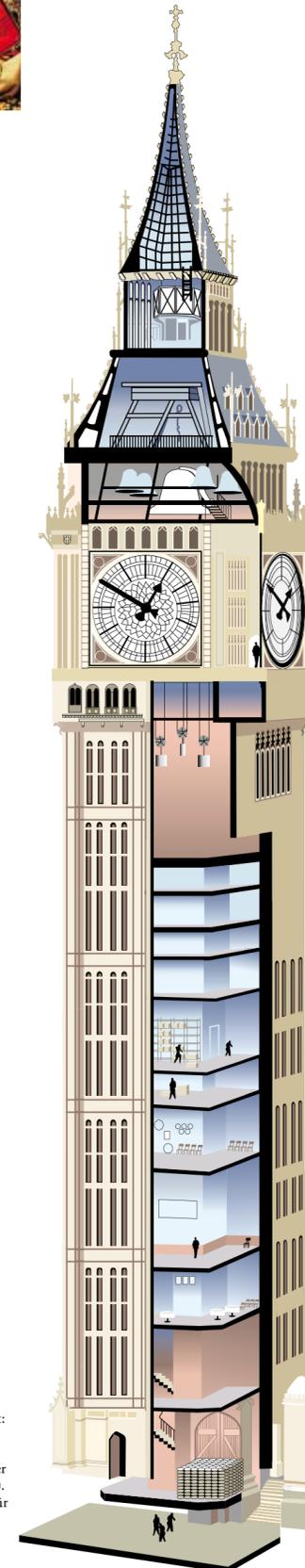
**AUFTRITT** Der Fotokünstler Martin Roller verändert unseren Blick aufs Essen. *Seite 92*

**AUFSCHLUSS** Yoga kann viele Formen annehmen – ein Selbstversuch in Oberbayern. *Seite 100*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 14. Januar bei. Im Netz: [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil). Auf Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil. Auf Instagram: @fazmagazin.



Wer bin ich? Diese Frage, so erzählt Modeschöpfer Wolfgang Joop im Interview, habe ihn seit seiner Kindheit beschäftigt. Die Antworten darauf: Seite 28.



Wem die Stunde schlägt: Londons Wahrzeichen, der Big Ben, war mehr als 150 Jahre lang auf der Höhe der Zeit (Seite 46). Jetzt bleibt er erst mal für lange Zeit stumm.

## GIORGIO ARMANI



Aus der F.A.Z. vom 12. Dezember 1996: Ein Demonstrant in Belgrad hält ein Bild des serbischen Kronprinzen Alexander Karadjordjević hoch.

Foto Marcus Kaufhold

# Vor zwanzig Jahren

Im serbischen Frühling der Demokratie Ende 1996 war es bitterkalt. Wochenlang trotzten protestierende Studenten und Oppositionsanhänger in Belgrad und anderen Städten des Landes klirrender Kälte. Man tanzte und sang auf den Straßen, wärmte sich bei Schneeballschlächten auf. Derweil froren die Stiefel der Bereitschaftspolizisten, die mit Helm und Schutzschild stundenlang Straßen zu blockieren und Regierungsgebäude zu schützen hatten, fast auf dem eisigen Asphalt fest.

Begonnen hatte alles mit den Kommunalwahlen im November. Die regierenden Sozialisten von Präsident Slobodan Milošević hatten sie in der Hauptstadt Belgrad und in den meisten wichtigen Städten Serbiens gegen das Oppositionsbündnis „Zajedno“ (Gemeinsam) verloren. Daraufhin fälschte das Regime kurzerhand die Ergebnisse oder ließ sie durch die gleichgeschalteten Gerichte für ungültig erklären. Weil die Proteste aber nicht verebben (und auch nicht einfrieren) wollten, erließ Milošević im Februar 1997 schließlich ein sogenanntes Spezialgesetz, mit dem der Wahlsieg von „Zajedno“ doch noch anerkannt wurde. Als erster nicht-kommunistischer Bürgermeister der serbischen und jugoslawischen Hauptstadt seit Ende des Zweiten Weltkrieges zog der charismatische Oppositionsführer Zoran Djindjić ins Belgrader Rathaus ein.

Doch die Einheit des Bündnisses „Zajedno“ hielt nicht lange. Schon im September 1997 erlagen einige Oppositionspolitiker den Verlockungen der regierenden Sozialisten, die noch immer die Regierung der Republik Serbien kontrollierten. Die Abtrünnigen von „Zajedno“ brachten Bürgermeister Djindjić zu Fall und liefen ins Lager des gewieften Taktikers und skrupellosen Kriegstreibers Milošević über. Und der brach, wie er es schon 1991 und 1992 in den jugoslawischen Teilrepubliken Slowenien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina gemacht hatte, einen Krieg vom Zaun, um seine Macht zu erhalten und die nationalistisch aufgepeitschten Serben hinter sich zu scharen. Dieses Mal war die ehemals autonome Südprowinz Kosovo an der Reihe, wo die ebenfalls nach Unabhängigkeit von Serbien strebende albanische Bevölkerungsmehrheit verfolgt und vertrieben wurde. Gegen die Angriffe der kosovo-albanischen Befreiungsarmee UÇK auf die Sicherheitskräfte und auch gegen Dörfer der serbischen Minderheit im Kosovo

ließ Milošević mit der gewohnten Brutalität des geübten Völkermörders vorgehen. Schließlich griff die Nato ein und flog von März bis Juni 1999 Hunderte Bombenangriffe auf Ziele in Serbien, ehe Milošević schließlich den Rückzug seiner Soldateska aus dem Kosovo befahl.

Zunächst überstand Milošević auch die Niederlage im Krieg gegen die Nato und den Verlust des Kosovo vom Sommer 1999. Eine weitere Niederlage – bei den serbischen Präsidentenwahlen vom September 2000 – konnte er aber dann nicht mehr in einen Sieg umlügen. Abermals kam es zu Massendemonstrationen der neuerlich vereinten Opposition sowie der Jugend- und Bürgerbewegung „Otpor!“ (Widerstand) gegen die Wahlfälschungen des Regimes. Die Belgrader Revolution vom 5. Oktober 2000 brachte die Gewalt- und Kriegsherrschaft Miloševićs nach gut elf Jahren ein für alle Mal zu einem Ende.

Die Grundlage für die serbische „Oktoberrevolution“ des Jahres 2000 aber wurde an jenen eisig kalten Tagen des demokratischen Vorfrühlings Ende 1996 gelegt. Vor 20 Jahren marschierten sie in Serbien erstmals vereint gegen den Diktator: Linksliberale und Konservative, Studenten und Rentner, Arbeiter und Intellektuelle, Nationalisten und Monarchisten – wie jener Demonstrant auf unserem Bild, der ein Foto des serbischen Kronprinzen Alexander Karadjordjević hochhält. Es sollte weitere fast vier Jahre dauern, bis das Land endlich die bleierne Gewalt- und Kriegsherrschaft abschütteln konnte. Am Ende siegte in Serbien nicht die Monarchie, sondern die Demokratie.

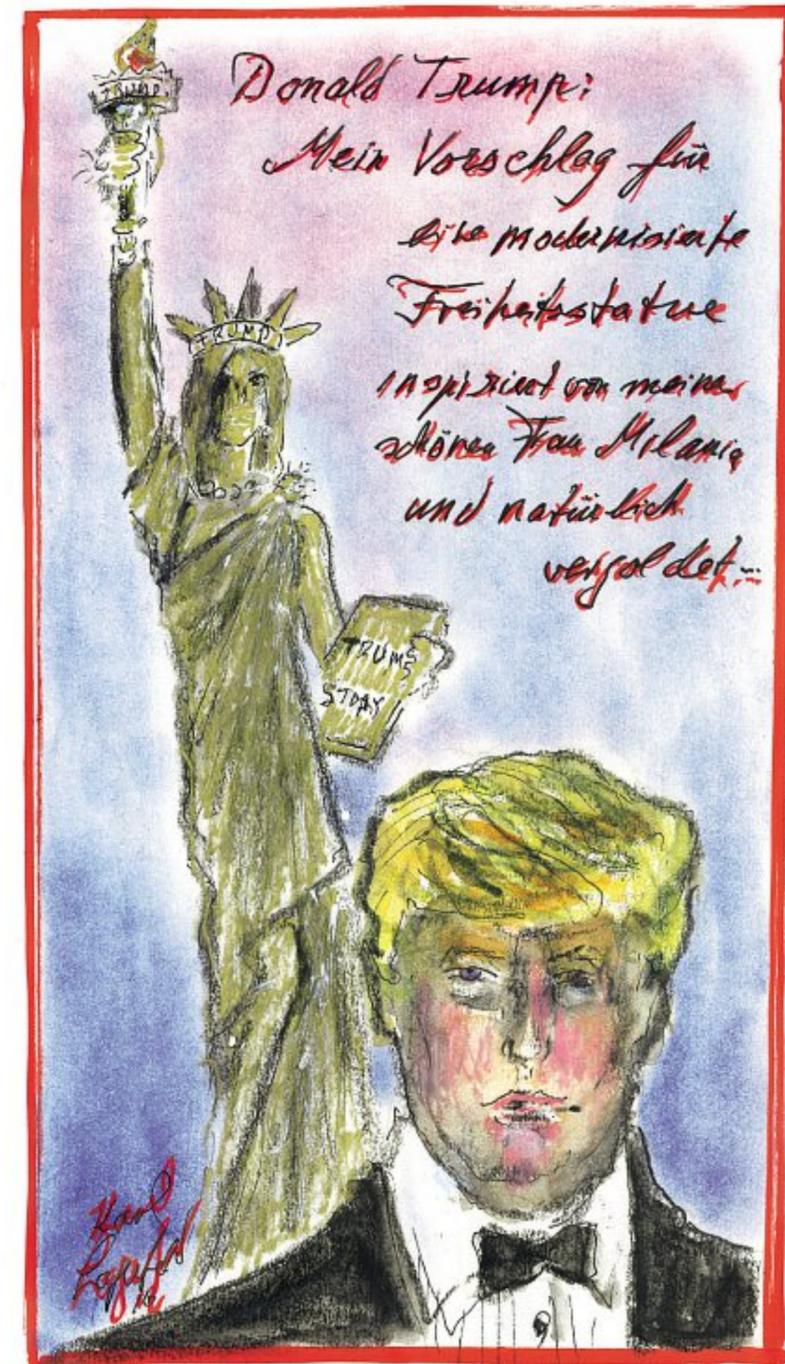
Milošević wurde Anfang April 2001 in Belgrad verhaftet und am 28. Juni ans Haager Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien ausgeliefert. Er starb am 11. März 2006 im Alter von 64 Jahren in der Haft an Herzversagen, noch ehe die Hauptverhandlung wegen Völkermordes und Kriegsverbrechen gegen ihn beginnen konnte. Sein demokratischer Bezwingler Zoran Djindjić wurde Anfang 2001 Ministerpräsident und führte Serbien auf den Weg nach Europa. Am 12. März 2003 fiel er einem Mordkomplott der serbischen Mafia zum Opfer. Djindjić wurde 50 Jahre alt. Kronprinz Alexander, inzwischen 75 Jahre alt, lebt heute wieder im Königspalast im Belgrader Stadtteil Dedinje. Anhänger, die sein Bild wie eine Monstranz vor sich hertragen, findet man nicht mehr. *Matthias Rüb*



Erwerben Sie einen Eigentumsanteil an einem NetJets Flugzeug und erhalten Sie Zugang zu über 700 Privatjets weltweit. Nur NetJets bietet Ihnen die Größe, Sicherheit und Leistungsfähigkeit einer kommerziellen Fluggesellschaft, kombiniert mit der Flexibilität und Schnelligkeit eines Privatflugunternehmens.

netjetseurope.com +49 89 2323 7549

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéreos S.A., einer EU-Luftfahrtgesellschaft, betrieben.



### KARL LAGERFELD SIEHT DIE FREIHEITSSTATUE ALS HALBE PORTION

Der goldene Schopf ist unverkennbar, ein etwas schräges Markenzeichen, das sich allzu sehr für die satirische Überspitzung eignet. Karl Lagerfeld hat daher in seiner Zeichnung das Klischee nicht zum Hauptthema gemacht. Als Modeschöpfer sieht er ohnehin hinter jedem bedeutenden Mann eine starke Frau. Im Fall von Melania Trump verdankt sich die neue Rolle allerdings der Tatkraft des Ehemanns. Der Bauunternehmer und künftige amerikanische Präsident nimmt sich das wichtigste Symbol für die Freiheit Amerikas vor. Und weil bei Donald Trump einfach alles Gold ist, muss seine Frau Melania in diesen Umhang schlüpfen, der ein paar Nummern kleiner ausfällt als das den römischen Göttinnen entlehene Gewand der

wahren Freiheitsstatue. „Die Statue, wie sie ist, erinnert ihn zu sehr an Hillary“, sagt Lagerfeld sarkastisch. Und weil für die Einwanderin Melania (und ihre Vorgängerin Ivana) die Vereinigten Staaten die Freiheit bedeuteten, ist die Libertas auch von symbolischem Wert. Im Jahr 1885 übrigens, als Trumps Großvater Friedrich als Einwanderer nach New York kam, fuhr auch das französische Schiff Isère mit den zerlegten Einzelteilen der Statue in den Hafen ein. Ein Jahr später wurde die Statue of Liberty eingeweiht. Der pfälzische Einwanderer, der bescheiden in Manhattan lebte, war vermutlich Zeuge des großen Moments. Denn die Hoffnung auf ein Leben in Freiheit war damals mehr wert, als manche heute meinen. (kai.)

# PRÊT-À-PARLER



## LIEGT EIN LEOPARD IM LAUB

Es gehört zu den seltsamen Erscheinungen der Mode, dass ein Fauxpas schon im nächsten Moment der Inbegriff von Coolness sein kann. Vom Keller bis zum Olymp ist es manchmal nicht weit: Beispiel Leo, ein Muster aus dem Off. Der Hosenanzug von Michael Michael Kors (4), der Zweitlinie des Amerikaners, wäre vor nicht allzu langer Zeit vulgär gewesen. In diesem Herbst hätte er hingegen auch ein Fall für #pantsoitnation sein können, für die Frauen in Hosenanzügen, die für Hillary Clinton warben. Als hätte sich Demna Gvasalia von Vetements des wilden Mustern angenommen, unter dessen Regie nun auch wieder fette Helly-Hansen-Style-Daunenjacken zur Mode gehören

oder Kapuzensweatshirts mit kantigen Schultern. Natürlich wissen große Fans seit eh und je, was sie an Leopard haben. Jenna Lyons, die einzige Mode-Legende, die J.Crew hervorgebracht hat, verkündete mal, bei Leo-Mustern handele es sich eigentlich um etwas Neutrales.

Christian Dior hat Leopard wirklich zu einem Klassiker gemacht. Er erwärmte Frauen einst für die Großkatze und wurde auch dadurch zur Legende. Die Dior-Schuhe (3c) zeigen es: Edler kann ein Leoparden-Muster kaum sein. Apropos Legende, der Trend dieses Winters gibt auch Peter Dundas recht, dem Ex-Pucci- und dann auch schnell Ex-Cavalli-Designer, der Leopardexperte ist. Die Grat-

wanderung zwischen sexy und vulgär hat er weiß Gott nicht immer hinbekommen. Aber bei diesem Cavalli-Anzug (1) fällt das Urteil eindeutig aus: eindeutig sexy.

In diesem Winter geht es richtig los: Selbst Longchamp (2) tritt mit einem Leo-Mantel an, das Tuch von Lala Berlin (3a) ist schnell um den Hals geworfen, und es scheint gerade mehr Pumps in Leopard zu geben als in Schwarz, etwa von Charlotte Olympia (3d). Oder Stiefeletten, von Kennel & Schmenger (3b). Die sehen *off* genug aus, um gerade deshalb zu den Mum-Jeans von heute zu passen, den Anti-Fit-Modellen. Und natürlich zu fetten Daunenjacken und kantigen Kapuzensweatshirts. (jwi.) Fotos Helmut Fricke

## „DIE BÄRTE DER ANDEREN MÄNNER SIND MIR EGAL“

Herr Keilhofer, Sie sind Holzdrechsler, Model, Mathematik- und Buchhelfer und haben nun ein Buch über Holz geschrieben. Was fasziniert die Menschen so an Titeln mit dem Schlagwort *Baum*, dass jetzt schon von *nature writing* die Rede ist? Ich denke, das hat mit der Sehnsucht der Menschen zu tun. Immer mehr leben in der Stadt und haben immer weniger Kontakt mit der Natur. Und es ist ja so: Manchmal muss man Dinge gar nicht erleben, es reicht, wenn man darüber liest. Dafür sind solche Bücher wichtig.

Würden Sie sich nun auch als *nature writer* beschreiben? Die Natur spielt in dem Buch eine große Rolle, aber es geht vor allem um Holz und Handwerk.

Sie sind ein kerniger Typ. Schuld an Ihrem Erfolg als Model auch dieser Sehnsucht nach der Natur?

Das hat sicher damit zu tun. Vor einiger Zeit sahen die Models alle gleich aus, die Männer waren schön, jung und ganz glatt. Jetzt sind mehr die Typen gefragt.

Nervt es Sie, dass viele Männer nun auch Bart tragen wie Sie? Na ja, erst einmal hat nicht jeder die Veranlagung, sich einen prächtigen Vollbart wachsen zu lassen. Außerdem habe ich das nur für mich gemacht, da sind mir die anderen Männer mit ihren Bärten egal.

Wie sind Sie eigentlich zu Ihren vielen Tattoos gekommen? Schon bevor ich 18 Jahre alt war, haben mich Tattoos fasziniert – die alten Seebären aus dem Norden, die ihre Tattoos aus der Zeit auf dem Schiff haben. Ich wollte mich auch in diese Richtung gestalten. Mit 20 Jahren habe ich mir dann das erste Tattoo machen lassen,

seitdem versuche ich, diesem Schönheitsideal immer näher zu kommen.

Und welches Tattoo ist zuletzt hinzugekommen? Letztes Jahr habe ich mir die Unterarme tätowieren lassen, rechts eine Sägemühle, links eine Schlange, die mit einem Adler kämpft. Das eine steht für meine Arbeit, das andere für den Kampf, den jeder mit sich selbst führt. (jwi.)



Franz Josef Keilhofers Buch „Mit Holz, Herz und Hand“ ist gerade bei Ludwig erschienen, 224 Seiten, 19,99 Euro.

FOTO: HERFELMERN - MADINE SCHACHINGER

©TRCO, 2016. DESIGNS: ELSA PERETTI

Ula Peretti  
DIAMONDS BY THE YARD®



SOME STYLE IS LEGENDARY

# TIFFANY & Co.

NEW YORK SINCE 1837

## KINDERKRAM, LETZTER TEIL

Und wann brecht ihr auf, hatte ich unsere Freundin, die Buchhändlerin, gefragt, als wir uns mittags am Mainufer getroffen hatten. Am ersten Januar, hatte sie geantwortet, und dass noch entsetzlich viel zu tun sei: die Nachfolgerin im Laden einzuarbeiten, die Möbel einzulagern, Schlüsselübergabe, die Visa ...

Ihr macht richtig ernst, hatte ich ein bisschen neidisch gesagt.

Wenn wir das jetzt nicht machen, dann wahrscheinlich nie mehr, hatte die Buchhändlerin gesagt, und weil ich sehen konnte, dass ihre Augen blank wurden, hatte ich schnell das Thema gewechselt und von unserem Treffen gesprochen. Wir fanden einen Termin, und die Buchhändlerin sagte, dass Ullrich gerade ein bisschen überdreht sei, wir sollten uns also über nichts bei ihm wundern, und ich sagte, dass wir Ullrich schon viel zu lange kannten, um darüber erstaunt zu sein.

Es war schon dunkel, als sie dann klingelten, aber der Tag war sonnig und beinahe warm gewesen, und die Buchhändlerin erzählte von Kerzen und Sternen in den Fenstern. Süß, sagte Ullrich, also Kerzen und Sterne! Drei Tage unterwegs, und ich wette, keiner von uns beiden denkt mehr an den Fensterschmuck im Nordend.

An den Märchenweihnachtsmarkt in Kassel würdet ihr länger denken, sagte mein nordhessischer Cousin, und die Buchhändlerin fiel ihm zur Begrüßung um den Hals.

Wo geht es denn zuerst hin, fragte meine Frau. Ich nahm der Buchhändlerin und Ullrich die Mäntel ab. Zuerst nach Georgien, hörte ich Ullrich sagen, dann weiter nach Vietnam und dann nach Neuseeland. Und dann ...

Setzt euch doch mal, sagte meine Frau.

Ist das nicht ganz schön teuer, fragte unser Sohn.

Eine Weltreise muss man sich leisten können, Kleiner, sagte Ullrich, da ist zuvor zielstrebige Arbeit gefragt, man muss eine Vision haben und sie gegen alle Widerstände umsetzen. Kann natürlich nicht jeder, schon klar.

Ich dachte, ihr hättet geerbt, sagte meine Frau, und die Buchhändlerin erzählte von ihrem Vater, der seine Frühpension aus dem Kultusministerium jahrzehntelang gespart hatte, bevor er einen Schlaganfall bekam und rasch starb. Zusammen mit dem Geld von der Buchhandlung reicht das für ein Jahr unterwegs, vielleicht sogar für länger, sagte sie. Mal sehen, wo wir dann sind.

Vielleicht steigen wir in den Import-Export-Handel ein, sagte Ullrich, ich hab mir sagen lassen, Bangkok ist dafür ein gutes Pflaster.

Wisst ihr noch, sagte meine Frau, als wir „Norderwind“ ausprobiert haben? Dieses Spiel, in dem jeder ein Kaufmann ist, mit einem Handelsschiff übers Meer fährt, Waren kauft und verkauft und es mit Piraten zu tun bekommt?

Dieses Gelichter, sagte Ullrich, ich habe sie immer gern in den Küstenstädten abgeliefert, wenn ich sie gefangen nehmen konnte. Oder gleich über Bord geworfen.

Ullrich hat euch übrigens etwas mitgebracht, sagte die Buchhändlerin, als kleinen Vorgeschmack auf unsere Reise.

Ach ja, sagte Ullrich und öffnete einen Korb: Ich sah Wein aus Georgien, aus Neuseeland, Kalifornien, Chile und Südafrika, die anderen Etiketten konnte ich nicht entziffern. Das trinken wir dann alles am Ort, sagte Ullrich, aber jetzt halt mit euch. Und der Sportsfreund hier kann gleich mal seinen nordhessischen Horizont erweitern.

Mein Cousin sagte, er habe sechs Monate auf einer Bohrinsel vor Alaska gearbeitet, da sei der Horizont weit.

Für dich haben wir Schokolade aus Peru gekauft, sagte die Buchhändlerin zu unserem Sohn. Was war eigentlich in der letzten Zeit dein Lieblingsspiel?

„El Grande“, sagte unser Sohn. Das war ein Brettspiel auf der Grundlage der spanischen Provinzen, es ging darum, möglichst überall seine Gefolgsleute zu postieren. Unser Sohn hatte uns damals alle mit Leichtigkeit besiegt, weshalb Ullrich ihn einen Intriganten genannt hatte.

Spanien lasst ihr aber aus auf eurer Weltreise, oder, fragte meine Frau, und die Buchhändlerin sagte, dass sie noch nicht so weit geplant hätten.

Wie weit denn, fragte unser Sohn, und Ullrich sagte, bis zur Überfahrt von Neuseeland nach Kalifornien schon, aber dann müssten sie eben weitersehen.

Kannst du uns nicht etwas empfehlen, aus deiner Alaska-Zeit, fragte die Buchhändlerin meinen Cousin.

Ich bin mal mit dem Postschiff die Aleuten lang gefahren, sagte mein Cousin, viel Nebel, viele Seevögel, aber das war es auch schon.



Norderwind, El Grande, Duckomenta, Elysium: In Dutzenden Folgen hat unser Autor über Spiele erzählt. Von heute an schweigt er – vorerst.

Nebel kennst du ja vom Hohen Gras, sagte Ullrich, aber wenn man Ahle Worscht dabei hat, kann man abwarten, bis sich das verzieht.

Ach Ullrich, sagte meine Frau, und ich erzählte von dem Abend, der mir am besten gefallen hatte. Einmal hatten wir kleine Broschüren hergestellt, die ein Buchbinder als Set geliefert hatte, inklusive Einband, Nadel und Faden. Die Bögen, die man binden sollte, waren voller Weltliteratur: Märchen der Brüder Grimm, Heine, Storm. Und die Hefte hielten erstaunlich lang.

Einmal haben wir dieses Kartenspiel „Duckomenta“ gespielt, sagte mein Cousin, das mochte ich gern. All diese Kunstwerke mit den Gesichtern der Ducks! Und wie das Spiel die wechselnden Moden auf dem Kunstmarkt widerspiegelte, das fand ich schon sehr schlaun gemacht.

Stimmt, sagte die Buchhändlerin, man sammelt und sammelt die alten Meister, und am Ende werden sie von der Pop-Art ausgestochen.

Oder umgekehrt, sagte meine Frau, ich weiß nur, dass ich immer danebenlag, wenn es um Trends ging.

Ullrich hatte inzwischen eine Flasche Rotwein aus Nova Scotia geöffnet.

Wie weit in den Norden wollt ihr eigentlich reisen, fragte meine Frau.

Wissen wir noch nicht, sagte Ullrich, nahm einen Schluck Wein und verzog das Gesicht. Wegen dem hier müssen wir jedenfalls nicht nach Kanada. Aber ich würde schon mal gern mit dem Zug über die Rocky Mountains fahren. Wisst ihr noch, „Colt Express“?

An den Abend, als wir das gespielt hatten, konnten wir uns alle noch erinnern. Schauplatz war ein Zug, gebildet aus Papp-Waggons, es gab einen Sheriff, der uns überwachte, und es gab Geld und Juwelen, die man stehlen konnte, wenn man geschickt genug war. Vor allem aber schoss jeder auf jeden, manche boxten auch, und weil man alle Spielzüge planen musste, ohne die der anderen zu kennen, musste man aufpassen. Mir hatte das Spiel Kopfschmerzen gemacht, aber das wollte ich jetzt nicht zugeben.

Der Wein, den Ullrich jetzt ausschenkte, war weiß und kam aus Chile. Unser Sohn knabberte seine Schokolade. Mein Cousin und die Buchhändlerin hatten unterdessen verabredet, dass sie ihm Fotos und Berichte von der Reise schicken würde, und Ullrich erzählte meiner Frau, die höflich dazu lächelte, dass das Geld in Asien auf der Strafe liege und es nur darauf ankomme, die Globalisierung zu nutzen, der Rest laufe dann von selbst.

Dann wollte mein Cousin von der Buchhändlerin wissen, welches Spiel ihr das liebste gewesen sei.

„Elysium“, sagte die Buchhändlerin. Sie wurde rot, weil wir sie alle anstarrten. Wisst ihr nicht mehr, sagte sie, dieses Spiel mit den griechischen Göttern und ihren Eigenschaften und der Überführung aller guten Dinge ins Jenseits.

Ich erinnere mich, sagte mein Cousin, man musste sich entscheiden, welchen Weg man geht und welchem der Götter man sich anvertraut.

Die Buchhändlerin nickte.

Eigentlich schade, dass wir diese Spieleabende nicht mehr weiter machen, sagte meine Frau. Und sowieso, dass wir uns so bald nicht mehr sehen.

Finde ich auch, sagte mein Cousin.

Habt ihr schon diesen Rotwein aus Südafrika probiert, fragte Ullrich. Seine Stimme klang etwas verwaschen.

Vielleicht sollten wir jetzt gehen, sagte die Buchhändlerin und umarmte meinen Cousin.

Wann seid ihr eigentlich wieder hier, fragte unser Sohn. Die Buchhändlerin drückte ihn noch fester als meinen Cousin.

Ich beneide euch, sagte meine Frau.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett.

*Tilman Spreckelsen*

# PRÊT-À-PARLER

FOTOS ARCHIV



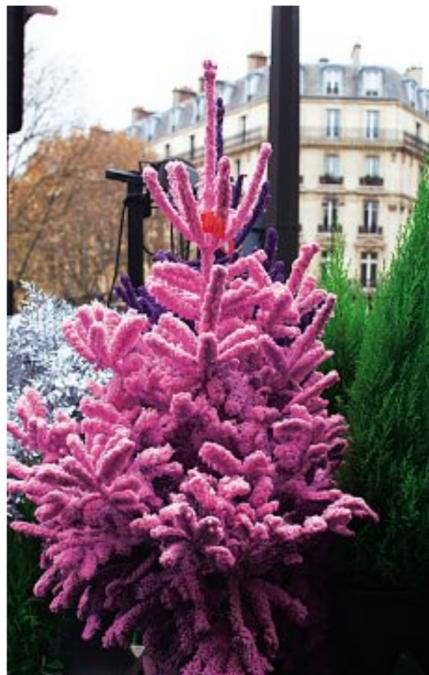
# LONGCHAMP

PARIS

PARIS PREMIER BAG

BERLIN - DÜSSELDORF - FRANKFURT-AM-MAIN - MÜNCHEN - KÖLN  
HAMBURG - STUTTGART - BADEN-BADEN - NÜRNBERG





Fotos Eva-Maria Lopez

## WIE BUNT SIND DEINE BLÄTTER!

Das Sammeln von Weihnachtsmotiven hat bei mir schon eine lange Tradition. In Schanghai haben es mir die Reiseführer im Yu-Garten mit Zipfelmütze angetan. Die Weihnachtsbeleuchtung an der Straße in einem Ort in der Provence im hochsommerlichen August fand ich spannend. Und auch in manchen Fußgängerzonen hängt die Weihnachtsbeleuchtung das ganze Jahr über herum.

Winterlich weiß besprühte Bäume gibt es schon länger. Die ersten bunten Weihnachtsbäume sind mir vor etwa 15 Jahren in Straßburg aufgefallen. Sie standen in einer Seitenstraße zum Verkauf, wie mit Zuckerguss gekrönt. Dann habe ich sie etwas später in Paris wiederentdeckt, in fast allen Farben von Schwarz bis Weiß,

Grün ausgenommen. Bisher vermisse ich eigentlich nur noch Gold und Silber.

Die Bäume sind nicht im Chinesen-Viertel zu finden, wie öfters vermutet wird, sondern vor allem in den vornehmeren Arrondissements, wie auch die Hintergründe meiner Fotos zeigen. Die Preise sind so exklusiv wie die Umgebung: Sie liegen zwischen 30 und 200 Euro. Kauft man sich die Bäume passend zum Interieur? Also pink, passend zur lilafarbenen Velour-Couch? Was macht man nur mit einem türkisfarbenen Exemplar? Und warum haben die beflockten Bäume oft korallenähnliche Form und Farben? Für den maritimen Touch? Ich weiß es nicht. Ich kenne auch niemanden, der sich die Bäume in

den Salon stellt, aber es muss solche Leute geben, denn schließlich stehen die Bäume zum Verkauf.

Manche Farben sind wirklich weihnachtlich. Das Rot ist traditionell festlich. Das Gelb jedoch erinnert mehr an Ostern. Zum Glück halten die Bäume dank feuerfester Beflockung ohne weiteres bis dahin. Das Nadeln entfällt. Die bunten Bäume gefallen mir besonders im Januar, wenn unterm roten Schaum das Grün der Nordmanntanne zum Vorschein kommt. Draußen beginnt die Metamorphose. Der Regen wäscht die Farben ab, und langsam zeigt sich das wahre Ich des Baums. Dann könnte man singen: Du grünst nicht nur zur Sommerzeit, nein, auch im Winter, wenn es regnet. Aber das reimt sich nicht, also lassen wir's.

Die Zuckergussbäume dürfen nicht, wie ihre grünen Artgenossen, zum Schreddern in den nächsten Park gebracht werden. Man kauft einen Charity-Sack, einen „Sac à Sapin“, und steckt ihn hinein. Und da haben wir dann auch die fehlende Farbe: Die Beutel sind doch wirklich goldfarben. *Eva-Maria Lopez*

# PRÊT-À-PARLER

## DIESE LIPPEN GLITZERN AUS GUTEN GRÜNDEN

Wenn das Leben dich nervt – streu Glitzer drauf! In der Mode hat man die Redensart wohl wörtlich genommen. 2016 war ja von Revolutionen des Schauenkalenders geprägt, von Nur-Kurz-Engagements der Designer, von wirtschaftlicher Unsicherheit und politischer Instabilität. Und was machen die Designer? Streuen Glitzer drauf. Das gilt vielleicht nicht für die Mode, die soll noch jemand kaufen. Aber im Gesicht glitzert es umso mehr. Besonders sieht man es am Trend zur „Statement-Glitzerlippe“. Die

Lippen werden nicht nur von einem dezenten Schimmer überzogen, sondern von groben Glitzerpartikeln üppig bedeckt. Man konnte es bei Versace sehen, zur Haute-Couture-Schau im Sommer. Dort funkelten die Lippen der Models wie 1000 Rubine. Verantwortlich dafür war Pat McGrath, eine der einflussreichsten Visagistinnen. Ihre Glitzer-Looks gleichen Kunstwerken. Im Jahr 2012 hatte sie zur Haute-Couture-Schau von Dior die Augenlider der Models mit funkelnden Swarovski-Steinen besetzt.

Nun sind also die Lippen dran: Bei Instagram findet man unter dem Hashtag #glitterlips schon mehr als 60.000 Beiträge. Und die von Pat McGrath Ende August auf den Markt gebrachte Lippen-Glitzer-Linie „Lust 004“ ist noch immer ausverkauft – in allen Varianten, der roten, violetten und nudefarbenen. Doch woher kommt die Faszination für den gefälligen Glitzer? Es beginnt in jungen Jahren beim Kinderschminken, wenn fast jedes Motiv funkeln muss, und endet im Erwachsenenalter bei Mottopartys. Sogar der Alltag bietet Raum für schillernde und metallische Materialien. „Glitzer transportiert Glücksgefühle“, sagt die Stylistin Julia Harz, Mitglied des „Glitzerklubs“, eines Künstlerinnen-Kollektivs, das Leute umsonst beglitzert, zum Beispiel auf Festivals oder auf Partys in Clubs. „Es ist immer ein Mittel, um aufzufallen, ohne trashig zu wirken.“

Für den Glanz warten die Leute schon mal bis zu zwei Stunden in der Schlange – Männer und Frauen gleichermaßen. Ihr Gesicht wird eine Art Leinwand. Denn auch wenn man sich Farben und Motive wünschen darf – die Frauen vom „Glitzerklub“ machen keine Auftragskunst. Am häufigsten werden übrigens die Augen schimmernd in Szene gesetzt; da macht es nichts, wenn sich das eigenwillige Zeug großflächig verteilt. Bei den Lippen ist das so eine Sache. Für den Diamantmund hat Linda Gembus vom „Glitzerklub“ deshalb nicht viel übrig: „Nichts ist alltagsuntauglicher, als Glitzer auf Lippen aufzutragen. Der Tragekomfort ist schlecht und die Haltbarkeit auch.“ Und was, wenn das Leben dich nervt? *Madeline Dangmann*



Immer im Glow bleiben: Die Models von Versace (links und rechts) sowie Gigi Hadid für Fendi (Mitte) dürfen einfach nicht lächeln.



SITZSYSTEM FREEMAN | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti M Ü N C H E N BY EGETE MEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 01/12/31/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE

PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

# Minotti

CREATE YOUR OWN DESIGN EXPERIENCE AT [MINOTTI.COM](http://MINOTTI.COM)

# PRÊT-À-PARLER

## WELCHE DAUNENJACKE PASST ZU MIR?

Bomber, Parka oder Blazer? In diesem Winter ist die Auswahl an Daunenjacken-Modellen so groß wie schon lange nicht mehr. Aber welche wirklich passt, entscheidet sich kaum vor dem Spiegel, sondern wenn man um sieben Uhr

Was tragen Sie am ehesten bei der Arbeit?

- A Smart casual
- B Eher Formelles
- C Ich arbeite von zu Hause aus und arbeite, wenn ich es so will, auch im Schlafanzug

In welche der folgenden Situationen können Sie und Ihre Daunenjacke am ehesten geraten?

- A Auf dem Spielplatz im Regen darauf warten, dass das Kind sich endlich die Rutsche runtertraut
- B Zu spät in ein Meeting reinlaufen
- C An der Tür eines Underground-Schuppens auf Einlass warten

Was zeichnet eine gute Marke aus?

- A Qualität
- B Innovation
- C Coolness

Wer oder was ist Vetements?

- A Das französische Wort für Kleidung
- B Eine Marke, von der gerade alle reden, soll die Mode umkrempeln oder so
- C Die Marke, die endlich mal was Neues wagt

Bei welcher Marke ist deren Kreativ-Direktor nun tätig?

- A Louis Vuitton
- B Dior
- C Balenciaga

morgens das Haus verlassen muss. Oder um drei Uhr nachts auf Einlass in einen Club wartet. Die Suche nach der richtigen Jacke gibt eben auch Aufschluss darüber, wer man eigentlich ist. Und sein will. Ein Psycho-Test. (jwi.)

Wie würden Sie Ihre Nachbarschaft am ehesten beschreiben?

- A Gutbürgerlich
- B Total gentrifiziert
- C Up and coming

Stört es Sie, wenn Leute in Ihrem Umfeld die gleiche Daunenjacke tragen wie Sie?

- A Eher nicht
- B In jedem Fall
- C Meine Daunenjacke ist selbst dann einzigartig, wenn andere die gleiche tragen.

Welcher dieser Promis ist Ihnen am sympathischsten?

- A Jessica Alba
- B Pep Guardiola
- C Kendall Jenner

Eine Daunenjacke ist winters natürlich auch Mittel zum Zweck. Was würden Sie jetzt lieber tragen, wenn schönes Wetter wäre?

- A Flatterbluse (Frauen) oder hochgekrempeelte Hemden (Männer)
- B Seidenhose (Frauen) oder Chino (Männer)
- C Anti-Fit Jeans (Frauen) oder Skinny Jeans (Männer)

Und in welchen Schuhen fühlen Sie sich zu Ihrer Daunenjacke wohl?

- A Ugg-Boots
- B Stiefeletten
- C Vans-Turnschuhe



### ÜBERWIEGEND A

Die Daunenparkas von Woolrich gehören seit einigen Jahren im Winter mit so großer Sicherheit in die besseren Viertel der deutschen Großstädte wie die eierschalenfarbenen Mini Cooper in die engen Parklücken. Dass der Nachbar dort also den gleichen tannengrünen Parka besitzt, ist unangenehm, lässt sich aber verschmerzen. Schließlich hält keine Jacke bei Minusgraden wärmer als diese. Also sagt man so!

### ÜBERWIEGEND B

Auch Pep Guardiola weiß, was er in seiner Funktion als Top-Trainer am Spielfeldrand an dieser Jacke von Herono hat. Sie hält bei Mistwetter warm, ohne dass man dafür seine Souveränität in der geheizten Kabine, der eigenen Wohnung, zurücklassen muss. Das Teil ist schließlich so sehr Blazer wie Daunenjacke und passt somit selbst zur Anzughose besser als der oft wie ein Gehrock anmutende Wollmantel.

### ÜBERWIEGEND C

Regen und Kälte machen Ihnen nichts. So gibt das Wetter Ihrem edgy look einen Rahmen, wie es der affirmative sunshine niemals könnte. Umso besser, wenn die Haare schlecht und die Jeans komisch sitzen. Unpassend passt gerade deshalb ganz gut, so wie überhaupt alles von Vetements, auch diese Daunenjacke, die das Anti-Fit-Label in einem braveren Moment zusammen mit Canada Goose entworfen hat.



Vor drei Jahren, mit Prototypen des e15-Stuhls: Stefan Diez in seinem Münchner Atelier  
Foto Andreas Müller

## SCHON EINE WERKSCHAU FÜR STEFAN DIEZ

Den einstmals windschiefen Holzschuppen in einem Hinterhof hatte er 2003 selbst hergerichtet: Fußboden betonierte, Fenster und Türen eingesetzt, Gas- und Wasserleitungen gelegt. Seitdem hat Stefan Diez sein eigenes Studio im Münchner Glockenbachviertel. Lange her. Heute arbeitet er mit seinem Team in einem großzügigen zweistöckigen Bau, noch immer im Hinterhof.

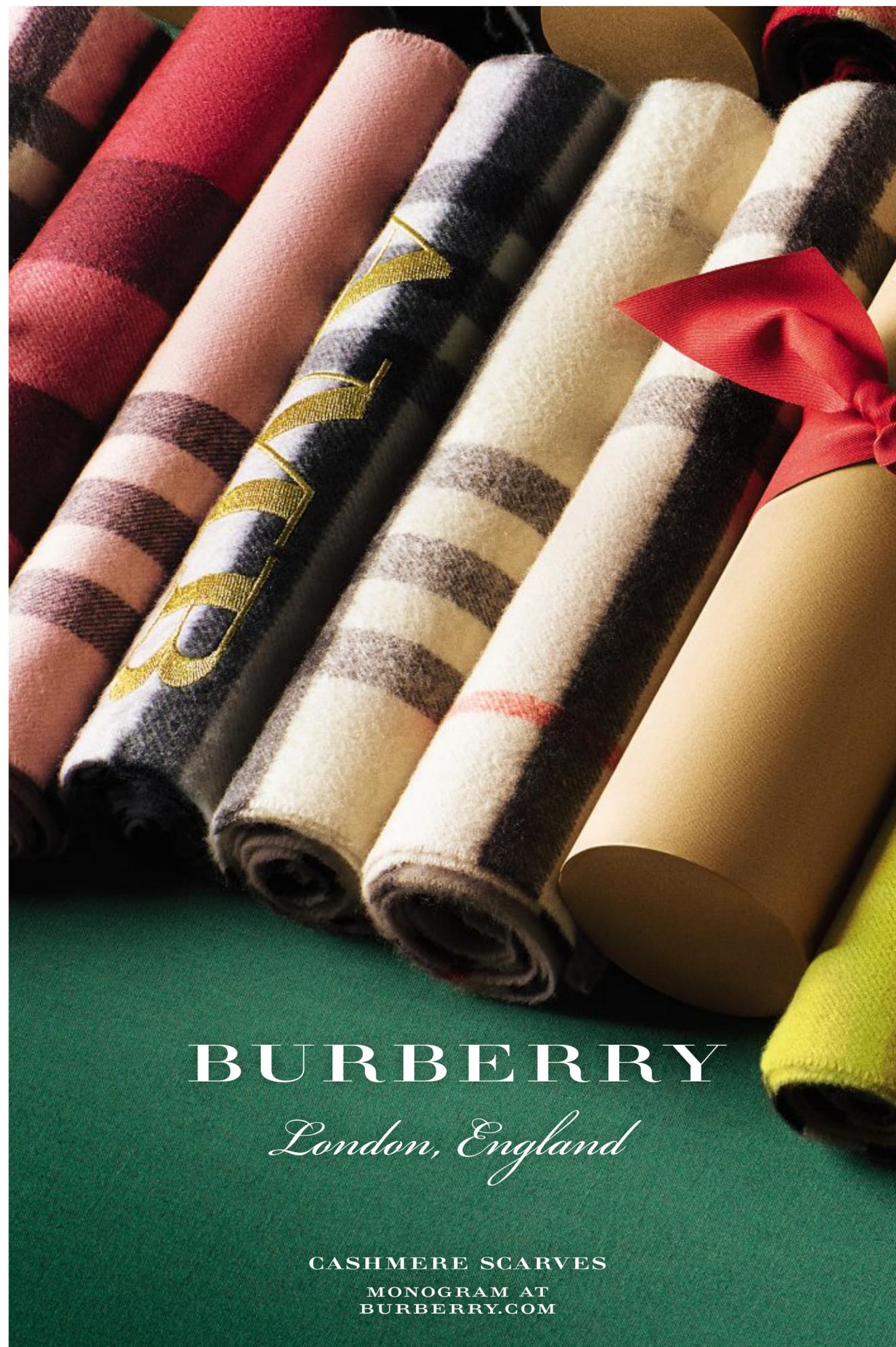
In seiner Werkstatt schweißt, sägt und hämmert der gelernte Schreiner und studierte Designer mit seinen Mitarbeitern so lange an einer Idee herum, bis er eine Vorstellung von einem Produkt hat. Und er hat viele Produkte zur Serienreife gebracht. Die Liste der Marken, für die der Fünfundvierzigjährige schon gearbeitet hat, ist lang: Authentics, Rosenthal, Flörtotto, Moroso, Schönbuch, Thonet, Biegel, Vitra, e15, Bree, Vorwerk, Emu und Hay ...

Höchste Zeit also für eine Werkschau: Mit „Full House: Design by Stefan Diez“ wird das Museum für Angewandte Kunst Köln (Makk) den 1971 in Freising geborenen Designer und sein Werk vorstellen. Das Museum lädt jedes Jahr im Januar zur Kölner Möbelmesse zu einer Ausstellung ein, die zum Thema passt. Im vergangenen Jahr widmete sie sich dem Menschen als unersättlichem Sortierer und Kategorisierer. Davor beantwortete der Künstler Rolf Sachs die Frage „typisch deutsch?“. Und vor drei Jahren kuratierte Tulga Beyerle eine Schau zu Design zwischen Poesie und Provokation.

Vom 17. Januar an werden nun seine Arbeiten vorgestellt. Die oft radikale Suche nach dem wirklich Neuen sei charakteristisch für ihn, schreibt das Makk: „Ein Stuhl, der wie eine Autokarosserie konstruiert ist, LED-Leuchten, deren Glaskörper als Lichtleiter dienen, eine Reistasche aus kunststoffbeschichteter Baumwolle, die nicht genäht, sondern verschweißt wird, oder ein Regal, das sich zu einem raumbildenden System auswächst. Ob Küchenmaschine oder Lichtschalter, ob japanisches Porzellan oder Bambusmöbel, die Formen entwickelt Diez stets aus einem spielerischen Hinterfragen der Produktionsprozesse.“

Zur Werkschau, die bis zum 11. Juni 2017 zu sehen ist, erscheint ein Katalog, in dem Weggefährten wie sein ehemaliger Mentor Konstantin Grcic zu Wort kommen. Neben Altbekanntem sind auch aktuelle Arbeiten wie die Leuchte Guise für Vibia, der Tisch Bandit für e15, der D1-Stuhl für Wagner und der Tisch Kitt für Hay zu sehen. Besonders interessant wird der Abschnitt sein, der sich „den unsichtbaren Projekten“ widmet – die trotz langer Entwurfsphasen nie in Serie produziert wurden. (pps.)

FOTOS: HERSTELLER (8)



# BURBERRY

London, England

CASHMERE SCARVES

MONOGRAM AT  
BURBERRY.COM

## SCHLÄGT EIN WIE EINE KALORIENBOMBE

Unter den Gängen eines Menüs ist das Dessert der Verlierer. Schuld daran ist der gierige Gast, der schon vor dem Nachtisch gut gefüllt ist. Für den süßen Ausklang bleibt da wenig Raum. Dabei weiß doch jedes Kind: Das Beste kommt zum Schluss. Auf Nachtisch zu verzichten ist wie eine Weltmeisterschaft ohne Finale, ein Film ohne Happy End oder ein Vorspiel ohne Höhepunkt: wenig befriedigend. Trotz allem: Die Welt ohne Zucker wäre fad.

René Frank sieht das ähnlich. Der mehrfach ausgezeichnete Pâtissier hatte zuletzt im Osnabrücker Drei-Sterne-Restaurant „La Vie“ den Gästen den Abend verüßt. Schon länger wollte der Einunddreißigjährige seine Leidenschaft noch experimenteller bearbeiten. Auch Oliver Bischoff hatte die Idee eines Dessert-Ortes. Der Designer hat in Berlin schon mehrere kulinarische Erfolgsgeschichten mitverantwortet. Im Alkohol fanden die beiden schnell einen Verbündeten für ihr süßes Unternehmen. So entstand im Spätsommer in Neukölln das Coda, die vermutlich erste Dessert-Bar Deutschlands.

„Wir haben uns gefragt, was kulinarisch wirklich Spaß macht“, erzählt Frank. „Für uns sind das Süßspeisen und Alkohol.“ Untypische Zutaten wie Gemüse oder Fermentiertes erforscht Frank anhand traditioneller Techniken aus der Pâtisserie. Zu jeder Speise gibt es das passende Promille-Pairing, meist aus Eigenproduktion, zum Beispiel: eine Komposition aus roter Bete, Tofu und Cranberry zu einem weißen Wermut, der mit Granatapfel, Orange und schwarzer Olive verfeinert wurde; ein Nachtisch aus Citroné, Karottengrün und Cashewnüssen, zu denen ein purer Vintage-Sake empfohlen wird.

In den Zusammenstellungen spiegelt sich René Franks Lebenslauf. Der Pâtissier, der in Wangen im Allgäu geboren wurde, arbeitete unter anderem in den Sterne-Restaurants Zirbelstube in Stuttgart, Akelarre in San Sebastián, Lampart's in der Schweiz und Georges Blanc in Frankreich. Auch Kurse in der Schule von Alain Ducasse und im Culinary Institute of America in New York und im Napa Valley trugen zur Geschmacksbildung bei.

Jedes Dessert und jeden Drink gibt es im Coda auch einzeln. René Frank rät allerdings zum Menü. „Anfangs



habe ich gesagt: Geht vorher um die Ecke, einen Köfte essen, und kommt dann zu mir. Aber eigentlich wollen wir ja, dass der Abend hier als ganzheitliches Erlebnis genossen wird.“ Manche Gäste vernaschen zum Dinner wirklich drei oder fünf Gänge. In der Gastro-Szene ist Coda eingeschlagen wie eine Kalorienbombe.

Vielleicht hat das Coda einen Teil seines Erfolges auch dem Standort zu verdanken. Die so raue wie bunte *up-coming neighbourhood* im Norden Neuköllns hat schon so manche Gastro-Trends aufpoppen lassen. Die kreative Nachbarschaft kommt jedenfalls gern. Auch mit den Gentrifizierungsgegnern im Kiez läuft es so weit ganz gut, obwohl das Coda mit seinen anthrazitfarbenen Wänden und der minimalistischen Einrichtung heraussticht zwischen all den Berliner Kneipen mit Vintage-Mobiliar vom Sperrmüll.

Früher hätte man einem solchen Lokal die Fassade mit Graffiti beschmiert oder die Scheiben eingeschmissen. Da ist der Zettel, der neulich an der Tür hing, beinahe so süß wie die Speisen. Der Pâtissier erzählt, auf dem Papier habe gestanden: „Geht das auch günstig und lecker?“ Dabei sind die Desserts mit rund zehn Euro pro Gang auch nicht teurer als mittlerweile die Kaltmiete pro Quadratmeter im Kiez. Und ausprobiert hat der anonyme Schreiber das Coda vermutlich auch nicht, sonst wüsste er es besser.

Der Pâtissier verzichtet weitgehend auf Industrie-Produkte und arbeitet viel mit natürlicher Süße von regionalen und saisonalen Produkten statt mit raffiniertem Zucker. Man bemerkt es am Schoko-Dessert: dunkle Bitterschokolade an eingelegerter Pflaume und fruchtigem Sorbet, dazu Haselnussflocken und eine Zichoriensoße, die man vom guten alten Muckefuck noch als vage Erinnerung kennt. Serviert wird unter einer dampfenden Haube, mit einem Hauch von Holzkohlestaub. Schmeckt wie ein Abend vor dem Kamin. *Celina Plag*

René Frank (oben) macht sich viel aus Süßem: zum Beispiel Bitterschokolade an Pflaume und Sorbet mit Haselnussflocken und Zichoriensoße (links) oder Schokoladenpralinen mit karamellierter Haselnuss und Chlorella-Algen.

# PRÊT-À-PARLER

## RICHIE HAWTIN SCHWIMMT IN SAKE

*Herr Hawtin, erinnern Sie sich noch an Ihren ersten Schluck Sake?*

Das war Anfang der neunziger Jahre. Der Sake war heiß, schmeckte nach Raketentreibstoff, und am nächsten Tag hatte ich davon Kopfschmerzen. Aber ich mochte ihn trotzdem, weil er japanisch war.

*Warum wird Sake eigentlich bei uns heiß serviert?*

Das fand ich erst später in Japan heraus – es ist die traditionelle Art, ihn zu genießen. Lange wurde nicht der beste Sake ins Ausland verkauft. Wenn man den erhitzte, schmeckte man die mindere Qualität nicht so heraus.

*Sie sind in LaSalle in Kanada aufgewachsen, gegenüber von Detroit, und waren Anfang der Neunziger ein berühmter Techno-DJ, hatten ein eigenes Label und Alben herausgebracht. Woher kam da die Faszination für Japan?*

Das kam mit der Techno-Musik. Ich hatte damals Bilder von Tokio gesehen. Es sah für mich aus wie die Stadt der Zukunft. Ich wollte in die japanische Kultur eintauchen.

*Und wann haben Sie Sake für sich entdeckt?*

Das war 1994, als ich das erste Mal dort war. Da trank ich einen sehr feinen, raffinierten Sake, der wunderbar schmeckte und hervorragend zum Clubbing passte. Denn im Gegensatz zu anderem Alkohol schießt er einen nicht sofort ab und macht auch nicht schnell müde wie Bier.

*Und da beschlossen Sie, ihm Ihrem Publikum nahezubringen?* Das geschah eigentlich nach meinem ersten Sake-Sommelier-Kurs, den ich 2007 in Japan absolvierte. Dort habe ich viel über die Zubereitung, den Geschmack und die

Tradition gelernt. Und ich erfuhr eben auch, dass die Sake-Industrie zu der Zeit rückläufig war. Für die jungen Japaner war das ein altbackenes Getränk ihrer Väter. Die einzige Hoffnung der kleinen Manufakturen: ihren Sake international zu verkaufen. Und ich dachte mir: Hey, ich bin DJ, ich habe Zugang zu den jungen Leuten. Vielleicht finden wir einen Weg, Sake bekannter zu machen.

*Und was haben Sie konkret gemacht?*

Als ich nach dem Kurs zurück in meiner Wahlheimat Berlin war, wollte ich zunächst dort eine Sake-Bar eröffnen. Aber ich probierte es auf Ibiza, wo ich während meiner Auftritte länger bin. Da schenkten wir Sake aus kleinen japanischen Manufakturen aus. Das kam gut an. So gut, dass sich daraus die Marke „Enter.Sake“ entwickelt hat.

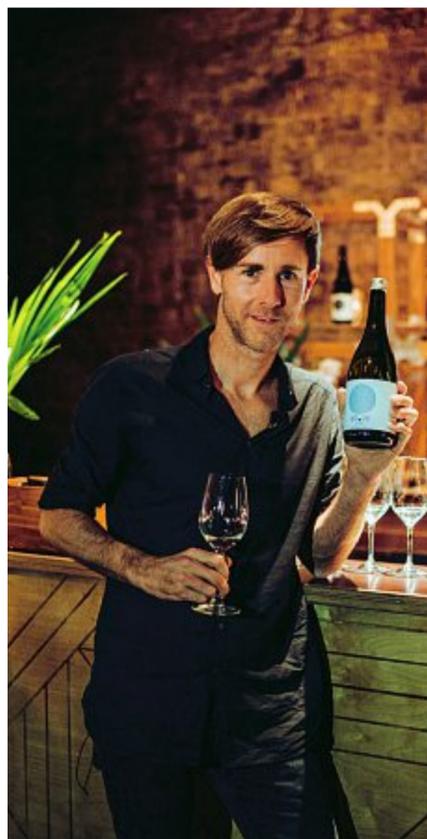
*Sie verkaufen spezielle Sakes aus kleinen Brauereien.*

Ja, und wir veranstalten Events, um Sake bekannter zu machen. Man muss ihn ja nicht zwangsläufig zu japanischem Essen trinken. Er lässt sich auch hervorragend mit unterschiedlichster internationaler Küche kombinieren. Alles, was reichhaltig, cremig und umami ist, passt perfekt dazu.

*Wie sind die internationalen Geschmacksunterschiede?*

Die Amerikaner bevorzugen süßere Sake-Weine, die Europäer eher die trockenere. Und die Japaner sind sehr offen für die abgefahrensten Geschmacksrichtungen, da kann es sehr reißig, milchig oder ganz verrückt sein.

*Die Fragen stellte Maria Wiesner.*



Richie Hawtin, geboren 1970 in Oxfordshire, ist DJ, Musiker und Techno-Produzent. Als er vor mehr als 20 Jahren zum ersten Mal in Tokio war, entdeckte er Sake für sich.



MAN OF TODAY  
GERARD BUTLER FOR BOSS BOTTLED



BOSS  
HUGO BOSS

#MANOFTODAY



Künstler, Modeschöpfer, Autor, Unternehmer, Sammler, Fernsehunterhalter: Wolfgang Joop, der gerade 72 Jahre alt geworden ist, in der Villa Wunderkind in Potsdam

# “Lachen ist lächerlich

Wolfgang Joop über die Arbeit an der Schönheit, amerikanischen Erfolgswahn, geschmacklose Mode, verordnete Feiertage, den abwesenden Vater und den rächenden Gott

Interview Timo Frasch, Fotos Andreas Müller

*Herr Joop, Sie haben an zwei Staffeln von „Germany's Next Topmodel“ als Juror teilgenommen. Warum?*  
First I did it for the money. Second I discovered my part. Die Teilnahme hat mir in Deutschland neuen Credit gegeben, von dem ich finde, dass er beinahe überfällig war. Ich war in der Show immer auf der Seite der Mädchen. Für mich war es wichtig, von den Teenagern vor dem Bildschirm gemocht zu werden, von deren Müttern und Großmüttern. Das tut gut, und es ist mir nicht durch meinen Roman, nicht durch meine Kollektionen gelungen, sondern dank Heidi Klum. Die Leute haben jetzt begriffen, dass ich nicht dieser Exzentriker bin, der in seinem Luxustempel sitzt, sich das nackte Model bucht, und dann fällt ein Kleid von der Decke und vielleicht ziehen wir es an oder vielleicht auch nicht und machen lieber eine Orgie.

*Haben die Deutschen eine falsche Vorstellung davon, was es bedeutet, ein Modeschöpfer zu sein?*  
Wir sind Industrie-Designer, die ihre Kunden mit der Erfüllung von Wünschen überraschen, die sie eventuell gar nicht hatten. Nur mit Attitude kannst du diesen Beruf nicht lange machen. Das geht nur mit Arbeit und Schmerz. Aber das ist kaum bekannt. Selbst gute Freunde sagen zu mir: Ach, schreib' doch mal wieder ein Buch, Du schreibst doch so gut, warst sogar auf der Bestsellerliste. Dann erwidere ich: Darf ich euch mal was sagen? Ich bin berufstätig.

*Einer der beliebtesten Deutschen im Fernsehen wohnt in Ihrer Nachbarschaft: Günther Jauch.*  
Es ist das Land, das solche Figuren macht oder zumindest zulässt. Günther Jauch spielt in Deutschland die Rolle des ewigen Junglehrers. Er erweckt beinahe schon Mitleid: Der Hemdkragen scheuert, deswegen macht er immer so komische Halsbewegungen, dann die zu großen Schuhe, nichts sitzt richtig. Die Deutschen sind sehr empfindlich, wenn Sachen sitzen. Man gilt dann als oberflächlich, eitel. Hat der nichts anderes zu tun, als sich die Sachen auf Maß arbeiten zu lassen? Man erinnere sich an Kanzler Schröder, den Brioni-Schröder, der hatte damit gleich verschissen.

*Wie natürlich kann man in einer Sendung wie „Germany's Next Topmodel“ sein?*

Ich habe zu den Produzenten ab Anknüpfung in L.A. gesagt, Ihr dürft das ganze Drehmaterial senden, Joop verschwitzt, durchnässt, frierend, wie er sich umzieht. Das wurde sogar in der F.A.Z. mal positiv vermerkt: dass ich mich vor laufender Kamera umgezogen habe. Der Sender hat natürlich einiges rausgeschnitten, was wohl auch besser für mich war. Ein Beispiel: Als die Mädchen bei einem Walk unglücklich guckten, hab' ich zur ersten gesagt: Ihr guckt alle unglücklich, weil Ihr alle scheiße aussieht – genauso wie ich. Denn wir sind alle mit dem selben Schwamm von der selben Make-up-Tante geschminkt worden – nur Heidi hat 'ne eigene.

*Die Sendung ist gerade wegen der Art, wie mit den Mädchen umgegangen wird, umstritten.*

Ich finde großartig, wie die Sendung gehasst und dennoch von so vielen gesehen wird. Sie bedient eine ganze Menge Emotionen. Man sieht die Mädchen leiden, zittern. Ehrlich gesagt, quält man sie zum Teil auch unnötig. So läuft das im wahren Leben nicht. Aber wer sich diesem Fernsehformat andient, muss das wissen. Das ist so ähnlich wie das Dschungelcamp. Man sitzt zu Hause vor dem Fernseher und sagt sich: Dieses Mädchen ist viel hübscher als ich, aber dafür fliegt sie gleich auf ihre hübsche Fresse.

*Wie kamen Sie mit Klum zurecht?*

Bevor ich Heidi kannte, habe ich auf sie grundsätzlich genervt reagiert. Aber das ist eine ganz dumme deutsche Haltung, auf Leute, die glamourös-professionell und massenkompatibel sind, einfach genervt zu reagieren. Da bin ich nach Canossa gegangen.

*Sie waren mit ihr einige Zeit bei Dreharbeiten in Amerika. Wie reagieren die Leute dort auf sie?*

Da ist sie das Format: Heidi Klum. Vom deutschen Model, auf das die Modewelt nicht gewartet hatte, zum mega-präsenten Super-Star, Super-Mama, always in love, always in a good mood. Sie hält die Fäden selbst in der Hand. Sie könnte Politikerin werden.

*Aber Sexyness zeigt sich doch gerade im Kontrollverlust.*

Die Amerikaner sehen das anders. Aber für mich ist es so. Deswegen glaube ich oder hoffe, dass der Tod auch eine

sexuelle Erfahrung ist, nicht das Sterben oder die Agonie, aber der Tod. Weil er dir die Kontrolle über dich nimmt, über deinen Körper, deine Sinne. Aus dem selben Grund finde ich auch, dass Narkosen eine gnadenreiche Erfindung sind. Ich verstehe total, warum Michael Jackson scharf war auf Propofol. Erst wehrst du dich noch, dann auf einmal schwindet alles, vor allem die Vernunft.

*Wie viel hat Ihr Beruf mit Sex und Erotik zu tun?*

Viel, aber anders, als die Leute denken. Es ist ein tief erotischer Ansatz, dass ich komme und dir an die Wäsche gehe. Nicht persönlich, sondern intellektuell. Oder als ich Parfum gemacht habe unter meinem Namen: Da hast du unter deiner Achsel nach mir gerochen.

*Wie finden Sie das Phänomen Donald Trump?*

Wie gesagt: Jedes Land lässt seine eigenen Figuren zu. In diesem Fall kommt zu dem provozierend Neuen das unheimlich Vertraute. Etwas Ronald Reagan, etwas Liberace, der schwule Entertainer, mit dem Trump mehr Ähnlichkeit hat, als er weiß. Da braucht es hier eine Frau wie Angela Merkel, die sich nicht provozieren lässt.

*Sie finden Trumps Gebaren ästhetisch interessant?*

Man denkt natürlich: So schlimm, wie es aussieht, kann es nicht bleiben. Nun lass mal die Luft aus den Backen und hol mal die Haarbürste! Aber irgendwie erinnert die Umkehrung von jedem Geschmack auch an die Kunst von Jeff Koons, einem von mir sehr geschätzten Künstler.

*Mit dem Unterschied, dass Koons das Geschmacklose als solches reflektiert.*

Für Amerikaner ist das zu komplex, die haben Koons sowieso nicht verstanden. Sie haben es gerne eins zu eins. Ein anderes Wort dafür wäre: Porno. Der Ästhetizismus des Mainstreams ist heute sowieso Porno. Ich habe gerade von dem Trend gelesen, sich die Vagina vor den Titten machen zu lassen. Das sagt doch alles.

*Was sagen Sie zu Melania und Ivanka?*

Es ist erst einmal interessant, dass sie alle diesen osteuropäischen Einschlag haben. Es gibt ja viele Models aus der Gegend, hohe Wangenknochen, ein bisschen Hardcore. Man hat das Gefühl, die sind etwas zäher als die West-

frauen, schmerzunempfindlicher, die haben schon mehr durchgemacht. Sie sind auch sehr viel luxusaaffiner, hinterfragen nicht so viel. Bling-Bling ist für sie selbstverständlich, auch die Schönheitskorrekturen, die Optimierung der eigenen Person mit allen Mitteln. Aber die Trump-Frauen sind so anti zu dem, wonach die Fashion sucht. Die Tochter etwa, Ivanka, hat diese hotdogartige Schönheit, die schon David LaChapelle faszinierte.

*Was meinen Sie mit „hotdogartige Schönheit“?*  
Wie eine Bockwurst: dieses Pralle, Runde, Glatte. Gleichzeitig strahlt sie Disziplin, Ehrgeiz, Leistung aus. Amerika ist eine leistungsfixierte Nation, die no mercy hat mit dem, der es nicht schafft. Dass Melania eine Rede gehalten hat, die fast komplett von Michelle Obama abgekupfert war, passte perfekt. So geht Optimierung.

*Es heißt, anders als die Deutschen verziehen die Amerikaner Pleiten und Niederlagen...*

...wenn man danach wieder aufsteht und geständig war. In Deutschland darf man Dinge weniger zugeben. Wenn ich publik machen würde, dass ich irgendetwas Teures verkauft habe, ein Gemälde, ein Haus, hieß es sofort: Joop ist pleite. Das kann fatal sein, denn dann wirken auch die Klamotten so ansteckend, dass die Kundinnen denken: Wenn ich seine Bluse anziehe, dann zieht mich das in den Abgrund.

*Ein womöglich weiterer Unterschied zwischen Amerika und Deutschland: Während man dort auf den ersten Blick erkennen soll, wenn sich jemand einer Schönheits-OP unterzogen hat, soll es in Deutschland möglichst natürlich aussehen.*

Das ist bei uns auch schon anders geworden. Es fing damit an, dass die Zahnpange zum Statussymbol wurde. Und: My daddy bought me boobs for my 14th birthday – das gibt es nicht nur in den Vereinigten Staaten.

*Was halten Sie von der Theorie, dass man durch Schönheitsoperationen Sexualpartnern signalisiert: Ich strenge mich an ...*

... ich tue alles für dich. Ein Geschäftspartner erzählte mir mal, er habe einen Autounfall gehabt, mit seiner Geliebten, nicht mit seiner Ehefrau. Die Geliebte nannten wir „Nutella“, weil sie immer braun angemalt war. Die

## „Lachen ist lächerlich“

habe sich beide Arme gebrochen. Als er zu ihr ins Krankenhaus gekommen sei, habe sie ihn, mit ihren beiden Armen in Gips, darum gebeten, er möge sie mit Selbstbräuner eincremen. Der Geschäftspartner fing an zu weinen, als er mir das erzählte. Da fragte ich: Warum weinst du? Da sagte er: Sie will für mich schön sein, verstehst du, für mich, für mich!

*Die „Süddeutsche Zeitung“ hat Sie vor einem halben Jahr in einer Reihe mit Costa Cordalis und Sylvester Stallone genannt. Es ging dabei um Schönheitsoperationen.*  
Erstens habe ich das gar nicht nötig, und zweitens kann man an der Folge von Fotos aus unterschiedlichen Jahren sehen, dass es nicht stimmt. Aber wenn ich es wollte, würde ich es sofort tun. Und wenn es nötig ist, werde ich mich diesem Schmerz unterziehen. Ich bin wirklich kein Masochist, aber ich glaube, du begreifst in dieser Welt, die so laut ist, so zu, so überfüllt, den Wert deiner Existenz nur dann, wenn es wehtut.

*Was ist das Problem am Älterwerden?*

In Amerika habe ich das deutlich gesehen, da gibt es nur zwei Krankheiten: arm und alt. Beides ist das Todesurteil. Wissen Sie, warum ich noch in dieser Welt der Fashion und der unendlichen Jugend sein darf? Weil es Karl Lagerfeld gibt. Das ist etwas, was ich noch nie gesagt habe, aber wirklich schon lange fühle. Lagerfeld ist wohl 83 oder 84. Er lässt mich in dem Wahn existieren, dass ich nicht alt sei. Er lässt mich immer elf Jahre jünger sein!

*Sie selbst haben mal gesagt, Ihnen gefalle „das Bröckelnde“.*

*Warum sollte das nicht auch für Gesichter gelten?*  
Ich weiß doch aus den Tests, die wir gemacht haben, dass dicke Frauen keine dicken Models sehen wollen. So geht es den Leuten auch mit alten Menschen. Ich zum Beispiel kenne keinen Siebzigjährigen.

*Sie haben vorher, während der Fotoaufnahmen, gesagt, das Lachen falle Ihnen heute schwerer als früher. Warum?*

Ich muss zu viel vom Gesicht nach oben schieben. Das Gesicht will ja, je älter man ist, desto mehr nach unten.

*Gibt es auch einen inneren Grund?*

Ich will keine sich grotesk anbietende ältere Person sein. Was im Alter hilft, ist der freiwillige Rückzug. Unabhängig davon bin ich natürlich durch und durch auch eine Fashionfigur. Das habe ich den Mädchen bei Heidi immer wieder gesagt: Wenn du verführen willst, entziehe dich. Lachen verführt nicht; Lachen ist lächerlich. Man nimmt sich ernst, man ist blasiert, schaut ins Leere, man ist eine Bitch. Sehen Sie ein lachendes Model? Nein. Ich bin zu sehr „Fashion-Now“, um noch zu lachen wie in den Achtzigern. (Er zeigt auf seinem Smartphone ein Foto von sich als schöner junger Mann.)

*Hatten Sie damals ein Bewusstsein für Ihr gutes Aussehen?*

Ich konnte immer schon genau hinschauen. Ich wusste immer, was mir nicht passte. Aber mir passte jede aktuelle Mode, auch die geschmacklich fragwürdigste. Die passt mir heute noch, ohne dass ich den Bauch einziehen muss. Aber wer wie ich ganz genau hinschaut, dem gefällt am eigenen Bild stets irgendwann nichts mehr. Es gibt immer neue Standards, die man zwar selbst mit aufgestellt hat, deretwegen man sich aber auch selbst aussortieren müsste.

*Haben Sie sich je gewünscht, nicht so gut auszusehen? Für viele Künstler war ihr bestenfalls mittelmaßiges Aussehen die Quelle ihrer Kreativität...*

Zumindest hat mir mein Aussehen, meine Wirkung auf andere, nicht immer genützt. Ich ahnte oft nicht, wenn Menschen in mein Magnetfeld gerieten und dann eine Nähe einforderten, die ich nicht geben konnte. Das führte oft zu Verwerfungen. An der Hochschule in Braunschweig, wo ich ab 1968 Kunsterziehung studierte, wurde ich angefeindet, weil ich zu hübsch war – und meine Zeichnungen angeblich zu schön. Das passte nicht in die Zeit, in der fettige Haare, schlechte Haut und Schweißgeruch als Avantgarde galten.

*Was sehen Sie, wenn Sie heute in den Spiegel blicken?*

Die Frage beschäftigt mich seit meiner Kindheit: So, wie Sie mich sehen, werde ich mich nie sehen. Warum sehe ich mich nur durch ein anderes Medium, durch Sie, durch

einen Spiegel, durch ein Foto? Ich sehe nicht die Aura dieser Figur. Aber natürlich möchte ich, dass sie nicht peinlich ist, dass sie nicht zu lange da ist, wenn man sie eigentlich schon längst nicht mehr auf der Bühne sehen möchte. Diese Sorge beschäftigt mich schon sehr. Ich will ja nicht „Jopie“ werden, der heut’ noch im „Maxim“ intim wird.

*Und wenn ich Ihnen nun sagen würde, dass Sie ein gut aussehender älterer Herr sind, nachdenklich, witzig, überhaupt nicht peinlich?*

Dann würde ich Ihnen sagen, dass ich eben das nicht sein will: ein gut aussehender älterer Herr.

*Wer sind Sie?*

Ich habe keine wirkliche Identität. Heute erschrecke ich mich darüber, wie jung ich mich fühle, und es nicht mehr bin. Diese Disharmonie spüre ich deutlich, und ich glaube, ich habe sie immer schon gespürt. Dass ich zu lange jung aussah, als man von mir schon erwartete, Vater und Geschäftsmann zu sein. Ich habe den Zeitpunkt verpasst, wo ich identisch mit mir selbst war.

*Wer oder was wären Sie gerne?*

Ein Vagabund. Manchmal denke ich, es grenzt an Umweltverschmutzung, dass ich ständig neue Kollektionen mache, in diesem schnellen Stakkato. Wer räumt das weg, wer entsorgt es? Ich habe über die Jahre des Wohlstands zu viel gesammelt, finde ich heute. Alles hier wächst wie die Pilze im Wald, das Haus wird immer größer und größer und ich proportional immer kleiner.

*Was meinen Sie mit Vagabund?*

Ich hätte nur einen Rucksack und eine Kreditkarte bei mir. Ich würde nicht trampeln, nicht mit der Eisenbahn fahren, sondern immer fliegen. Und wenn ich nach Bayern fliege, dann kaufe ich mir da am Flughafen eine Lederhose. Und wenn ich Bayern verlasse, dann schmeiße ich sie weg. Und wenn ich in Honolulu bin, kauf ich mir einen Bastrock, den ich am Flughafen wieder weg-schmeiße. So geht das weiter. Ich werde mich immer kleiden, wie es Landstracht ist, ich werde essen, was es dort zu essen gibt. Ich mache die Moden mit, wie sie singen, tanzen, Liebe machen. Und dann fliege ich first class ins nächste Abenteuerland.

*Glauben Sie, dass es je so kommen wird?*

Ich weiß es nicht. Es ist schwer fortzugehen.

*Warum?*

Aus zwei Gründen. Der erste: Man lässt mich nicht. Wunderkind war der Versuch, als Person, mit meinem Namen, hinter der Kunst zu verschwinden. Aber hier in Deutschland ist meine Legende einfach viel größer. Die Legende erstickt mein Werk, sie lässt Kunst nicht zu. Veruschka hat das auch mal gesagt: Veruschka, das Model, hat die Künstlerin Vera von Lehndorff nicht leben lassen.

*Der zweite Grund?*

Man geht nicht, weil man nicht geht. Ich habe diesen Film gesehen mit Keira Knightley, „Alles, was wir geben mussten“. Der handelt von Waisenkindern, denen erklärt wird, dass sie nur dazu da sind, Organe an reiche Leute zu spenden. Der Film ließ mich erstarren. Ein Freund, der ihn mit mir schaute, sagte: Warum sind sie nicht gegangen? Dann hab ich gesagt: weil man nicht geht. Die Schicksale der Flüchtlinge erschüttern mich auch deshalb, weil sie gegangen sind. Diesen Akt finde ich die größte Performance, die man einem Menschen abverlangen kann: Gehen.

*Bei den Flüchtlingen liegt auf der Hand, warum sie gehen. Aber bei Ihnen?*

Ich bin gescheitert am Konzept Heimat. Hier in Potsdam habe ich meine schöne, behütete Kindheit verbracht. Wir mussten dann weg, nach Niedersachsen. Schon das Wort war Demütigung für mich. Als die Mauer fiel, bin ich zurückgekommen. Mein größter Wunsch, um den ich einst im Schloss Friedrich den Großen gebeten hatte, wurde mir dadurch erfüllt. Aber der Moment ist längst verbraucht, die alte, ganz andere Welt, mit den Menschen, die mein Leben geprägt haben, ist längst versunken. Da ist keine Mutter mehr, keine Großmutter und kein Großvater. Ich habe das Gut Bornstedt, wo ich meine ersten Lebensjahre verbracht habe, meinen beiden Töch-



Zukunft nur mit Vergangenheit: Wolfgang Joops Entwürfe für seine Marke Wunderkind (hier für Frühjahr 2017) sind von einem elegischen Kunstsinn, der ganz untypisch ist für deutsches Design.

tern übergeben, die eine andere Erinnerung daran haben. Logischerweise. Aber das alte Heimatgefühl will sich nicht mehr einstellen. Ich trage diesen Sehnsuchtsbegriff nicht mehr in mir.

*Wie werden Sie Weihnachten verbringen?*

Verordnete Feiertage überfordern mich. Ich habe Angst davor wie vor einer Modenschau. Man arbeitet ein halbes Jahr lang auf die Inszenierung hin, versucht, alles perfekt zu machen, alle Leute zu befriedigen – Was sagt die deutsche „Vogue“, was die japanische, verstehen die Japaner und die Deutschen zur selben Zeit dieselbe Aussage? –, und dann hat man alles richtig gemacht, aber die Belohnung findet nicht statt. Die Geschenke sind verkehrt. Mich erinnert das immer an den John-Waters-Film „Female Trouble“: Das fette Mädchen Dawn Davenport, gespielt vom Travestiekünstler Divine, reißt unterm Weihnachtsbaum alle Geschenke auf, aber das, was sie wollte, Schuhe mit hohen Hacken, ist nicht drin. Sie reißt daraufhin wütend den Baum um, rennt nach draußen. Auch ich würde am liebsten den Weihnachtsbaum umschmeißen und rennen. I’m sorry.

*Sie sind in Ihrem Leben doch wirklich reich beschenkt worden.*

Das stimmt. Plötzlich kamen so viele Geschenke vom Himmel gefallen, dass ich bis heute am Auspacken bin. It’s too much. Vielleicht passt hier der Satz: Wen die Götter bestrafen wollen, dem erfüllen sie seine Wünsche.

*Wie ist Ihr Verhältnis zum Glauben, zur Kirche?*

Als Kind bin ich gerne in die Kirche gegangen und hab’ mir den Jesus angeguckt, der natürlich blond war, frühes 19. Jahrhundert. Heute denke ich: Der Jesus war ein armes Schwein. Ein Vater, der seinen Sohn opfert und sich gegenüber den Menschen verhält wie ein unsicherer Liebhaber. Er stellt uns dauernd auf die Probe, er lässt uns leiden – um endlich doch unnahbar zu bleiben. Was ist denn das für ’ne Horror-Story! Ich finde den Gott, den sich die Kirche ausgedacht hat, einen rachsüchtigen Gott, der uns in ständiger Angst hält. Mich auch, denn ich staune nicht genug über das Wunder seines Planeten.

*Auch Sie hatten ein schwieriges Verhältnis zu Ihrem Vater, der, als Sie bereits acht Jahre alt waren, aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft nach Hause kam.*

Ich bin eigentlich immer noch dieses Kind, das auf den Vater wartet. Der Vater war ein Phantom, das ich mir selber zurechtshusterte. Der Vater, den ich erwartet habe, der ist nie gekommen, das tut mir bitter leid für uns beide.

*Halten Sie die Bibel für einen Schauerroman?*

Sie wurde irgendwann mal von Menschen geschrieben und passt nicht mehr in unsere Zeit. Wie übrigens auch der Koran nicht in unsere Zeit passt. Die Bibel hat allerdings gute Legenden, gut aufgeschrieben. Noah zum Beispiel. Das war bestimmt nicht nur ein Einzelner, sondern das Sinnbild für Überlebende. Und die Sintflut gab es, mit Sicherheit. Damals ist vielleicht eine Rasse ausgelöscht worden. Die auf dem Berg ganz oben, das sind immer die Kleinen. Unten im Tal sind die Großen. Jetzt sind die Großen alle weg, ertrunken – und wir sind die Nachfahren der Kleinen. Wir halten uns für Halbgötter, dabei sind wir Wichte.

*Sie sagen, Gott halte auch Sie in Angst. Glauben Sie an ihn?*

Ich bin sicher, es gibt dieses überkreative Wesen. Aber wir haben dafür kein Bild, mit diesem Nicht-Bild müssen wir zurechtkommen. Das ist wie bei Heidi: Ich habe kein Foto für dich.

*Vom Schriftsteller Don DeLillo stammt der Satz: „Talent ist erotisch, wenn es verschwendet wird.“ Können Sie diesem Gedanken etwas abgewinnen? Sie haben Ihres ja nun nicht verschwendet ...*

Vielleicht schon. Aus einer bestimmten Perspektive kann man die Mode und alles, was ich da gemacht habe, sehr überflüssig finden. Man kann der Ansicht sein, ich hätte mich besser auf mein Talent zu malen und zu schreiben konzentriert. Diesen Konflikt habe ich auch in meinem Roman „Im Wolfspelz“ beschrieben. Da steht der Protagonist vor einem Gemälde, und dieses Gemälde sagt zu ihm: „Warum hast du mich gekauft und nicht gemalt?“

*Sie hätten, statt Ihre eigenen Unternehmen zu führen, sich anstellen lassen können, so wie Karl Lagerfeld. Dann hätten Sie womöglich Zeit und Nerven gespart.*

Es ist schon physisch für mich nicht vorstellbar, mich in diesem Korsett zu bewegen. Ich bin eben ein Kind der siebziger Jahre und wäre überall gekündigt worden.

*Was halten Sie von Lagerfeld?*

Ich schätze ihn heute mehr als je zuvor. Er war früher schon ein besonderer Mensch, mit besonderen Menschen um ihn herum. So habe ich ihn ja auch kennengelernt, vor Jahrzehnten auf der Straße in Paris, als er meine damalige Frau und mich ansprach und in sein Schloss in die Bretagne einlud.

*Wusste Lagerfeld, dass Sie Teil der Modewelt sind?*

Nein, wir waren einfach hübsch, das war genug. Für mich war das eine beeindruckende Begegnung, begriffen habe ich ihn bis heute nicht. Aber was er geschafft hat, ist einmalig: Die Pariser, die ganz sicher nicht auf einen Deutschen gewartet hatten, zur Arbeit anzutreiben, sie mit seiner Idee zu infizieren, sie dazu zu zwingen, wie in einer Sekte an ihn zu glauben. Als Designer nimmst du ihnen ja alle Entscheidungen ab, du sagst rot oder grün oder blau. Und sie müssen diese Mega-Inszenierung erst basteln und danach wieder wegräumen. Dass Lagerfeld das geschafft hat, bewundere ich zutiefst. Ob das nötig war, sollen Philosophen beantworten. Das gilt genauso für mich und meine Arbeit.

*Es gibt noch eine dritte Größe im Bunde: Jil Sander. Wie kommt es, dass das Verhältnis zwischen Ihnen dreien zumindest als sehr schwierig gilt?*

Erst einmal bin ich Zeuge. Ich bin zum Beispiel Zeuge von Jil Sanders Anfängen, wir kannten uns damals in Hamburg sehr gut. Zeugen werden nie geliebt, weil sie oft Dinge wissen, die andere nicht wissen sollen. Ich habe auch hin und wieder etwas gesagt, was Kollegen als brisant empfunden haben. Dabei verstehe ich die Brisanz bis heute nicht. Ich verstehe zum Beispiel nicht, warum sich jemand jünger machen muss, als er ist, oder aus dem Alter ein Geheimnis macht. Generell beschäftige ich mich lieber mit der Analyse von Phänomenen und Personen als mit deren Anbetung. Mich fasziniert die Realität, nicht der Schein. Dessen ungeachtet finde ich, Feindschaften bedienen nur den Voyeur und den Neider.



Diese Affen sitzen ihm im Nacken: Tiere sind die Lieblingsthematiken seiner eigenen Kunstwerke.

## „Lachen ist lächerlich“

*Sie haben mal gesagt, Kate Moss sei ein Topmodel, weil sie schweigt, Heidi Klum eher nicht, weil sie spricht. Haben Sie selbst in Ihrem Leben womöglich zu viel geredet?*

Ich glaube, es hätte mir manchmal besser gestanden, nichts zu sagen. Dieses Gesicht, das ich Ihnen auf dem Handy gezeigt habe, ist so charmant, weil es nichts sagt. Da kann man eine Menge reininterpretieren. Aber ich brauche auch das Wort. Zum Beispiel, um meine Psychosen zu benennen. Das ist wie bei einer Teufelsaustreibung, die funktioniert, indem man den Namen des Teufels nennt. Ich sage das wörtlich so zu meinen Dämonen, die alle einen Namen haben: Ihr haltet jetzt die Fresse, Ihr seid jetzt nicht dran.

*Inwieweit haben Mode- und Sprachschöpfung etwas miteinander gemein?*

Ich bin unsicher in dem, was ich tue, wenn ich es nicht benennen kann. Ich arbeite auch wie ein Drehbuchautor: Ich ringe um die Worte, ich suche die Dialoge und die Figuren, die ich haben will. Dann kleide ich sie ein.

*Über den Designer Alexander McQueen, der sich 2010 umgebracht hat, sagten Sie mal, seine Kleider verrieten Ihnen zu viel, wonach Sie nicht gefragt hätten. Wo ist da der Unterschied zu Ihnen, der Sie von Ihren Dämonen sprechen?* Mode hat aus meiner Sicht, bei aller Schwierigkeit der Umstände, unter denen sie geschaffen wird, die Funktion, uns zu entführen in eine andere, idealisierte Welt. Nietzsche sagte: „Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen.“ Ich weiß noch, dass meine Mutter „Film und Frau“ gelesen hat in den Fünfzigern, da gab es eine Spalte „Goldstaub“, ganz schicke Leute, mit Drink, alle rauchten, die Frauen im Petticoat. McQueen hingegen zeigte missgebildete, gequälte Kreaturen. Das überfordert den Begriff Fashion.

*Sie sagen doch immer, Mode müsse wehtun.*

McQueen ist an seinen eigenen Nightmares zugrunde gegangen. Gerade das möchte ich nicht. Es muss wehtun, aber es soll nicht töten!

*Was meinen Sie genau mit wehtun?*

Fashion muss wehtun beim Hinschauen, beim Tragen, spätestens beim Bezahlen. Denn auch der Preis ist ein Kick. Sehr viele Frauen finden es geil, wenn eine Hermès-Tasche 20.000 Euro kostet und wenn man auf sie warten muss wie auf einen Gigolo.

*Und was tut dem Modeschöpfer weh?*

Die Nächte durchzuarbeiten, sich tagelang mit winzigen Stoffschnipseln zu beschäftigen und dann, wenn auf einmal 200 Meter Stoff auf dich zugerollt kommen, zu erkennen, es ist die falsche Farbe, die falsche Schwere, zum falschen Preis. Meine Arbeit hat weniger mit dem Maler Gerhard Richter gemein als mit der Schmerzens- und Performancekünstlerin Marina Abramović, die sich hinsetzt und sich anstarren lässt. Ich lasse mich auch anstarren, schon über Jahrzehnte. Meine Mitarbeiter sehen mich verschwitzt, k.o., mit Kopfschmerzen komme ich die Treppe herunter, weil ich auf einmal denke, alles ist falsch. Dann sitze ich da, nachts, und zeichne alles neu. Warum? Warum? Ich habe Nächte und Millionen investiert, wurde verfolgt von Investoren, die nur den Profit sahen. Und dann, nach den acht Minuten Inszenierung auf dem Laufsteg, stehe ich da, tief traurig, weil die Kollektion in dem Moment für mich gestorben ist. Warum das Ganze?

*Ja, warum?*

Es ist eine Sucht. Alle Leute in der Mode leben wie Süchtige. Der Kick kommt nicht, die Belohnung kommt nicht – beim nächsten Mal, nächster Versuch, und dann gleich richtig... Aber dann hat die Zeit sich verändert. Der Zeitgeist fickt dich, wenn du nicht aufpasst. Du musst ihn erkennen, aber du darfst ihm keinesfalls die Hand reichen. Um in einer visuell überfüllten Welt durchzudringen, muss eine Nicht-Verabredung mit dem Zeitgeist stattfinden. Das hat jeder große Künstler so gemacht. Warhol hat das verbrauchte Image von Liz Taylor aus dem Müll geholt und es ikonisiert. Darum geht es: Finde das Untouchable und spreche es heilig.



Niemals allein: In der Halle seiner Villa wird Wolfgang Joop von Frank Thiels „Soldaten am Checkpoint Charlie“ bewacht.

*In gewisser Weise wurden auch die Supermodels vom Zeitgeist gefickt.*

Die Zeit der glorreichen Sieben, Naomi, Claudia, Cindy, Linda, Nadja, Christy, Kate begann, als Aids aufkam. In einer Sendung auf Arte wurde das kürzlich schön analysiert. Die Supermodels waren Figuren, die unbesiegt aussahen, gesund und optimistisch. Aber das ist das Gefährliche an der Mode, diesem Planeten der Schönheit und der Eitelkeit: Du wirst plötzlich Star, weil du schön bist, und dann kommst du morgen und bist einfach nicht mehr cool. Die Supermodels sind nicht mehr cool. Nur eine überlebte: Kate Moss. Sie gehörte dazu und gleichzeitig nicht.

*Was ist denn cool?*

Momentan geht es in der Mode darum zu negieren, was andere lockt, was andere tun. Ganz wichtiger Satz: Du musst auch ugly können. Wir mussten für eine Schau Jungs von Berlin nach Mailand einfliegen lassen, weil wir alle wussten, du kannst keinesfalls diesen gut aussehenden Typus aus den Mailänder Modelagenturen benutzen.

*Wie stehen Sie zu Street-Styles, zu den Leuten, die sich im Umfeld der Schauen modisch inszenieren?*

Ich finde es großartig, dass man die Freiheit hat, sich von anderen abzusetzen. Wenn aber alle aussehen, als wären sie aus der Norm gefallen, ist das auch schon wieder eine Form der Uniformität. Ich kenne ja diese Street-Styler. Von denen geht eine Blasiertheit aus, ein ignorant Besserwissen, dass ich oft erschüttert bin. Nur ganz wenige

von denen wissen, dass die coole Jacke, die sie anhaben und die aussieht wie von Peter Frankenfild geerbt, mal ganz große Scheiße war. Und nur weil sie immer noch scheiße ist, ist sie jetzt cool.

*Warum muss man von so etwas Abnung haben?*

Wer sich mit Mode befasst, wer meint, mit ihr spielen zu müssen, sollte ihre Gesetzmäßigkeiten kennen. Gestern zog mein Assistent meinem Model Sara einen doppelreihigen Blazer mit einem einreihig geknöpften Rock an. Ich fragte ihn, ob er nicht wisse, dass das wirklich nicht geht, dass das gegen jedes Fashion-Gesetz verstößt. Da sagte er: Wieso? Du selbst zerstörst doch jedes Gesetz. Daraufhin ich: Ja, aber ich kenne sie. Das ist der Unterschied.

*Gemessen an der Schnellebigkeit und der Brutalität Ihrer Branche, haben Sie sich lange gehalten.*

Vielleicht hat man mich nicht abgeschossen, weil man mich nicht als Wild erkannte.

*Bereuen Sie den Weg, den Sie gegangen sind?*

Ich frage mich schon, ob es der einzig richtige gewesen ist. Aber erstens ist es jetzt sowieso zu spät: Es ist, wie es ist. Und zweitens denke ich, mein Gott, es war wirklich selbstbestimmt, dieses nutzlose Dasein. Wenn man Kaschmir verarbeitet, das man der Himalaja-Ziege aus dem Hals gekämmt hat, gibt es unweigerlich auch Abfall. Natürlich kann man sich da fragen: Warum hat man die Ziege nicht ungeschoren gelassen? Ich muss mich das nicht fragen, ich kann mir diese Dekadenz erlauben.



DIE PERFEKTE ERGÄNZUNG ZU IHREN ZEHENSTEG SANDALEN

birkenstock.com

**BIRKENSTOCK®**

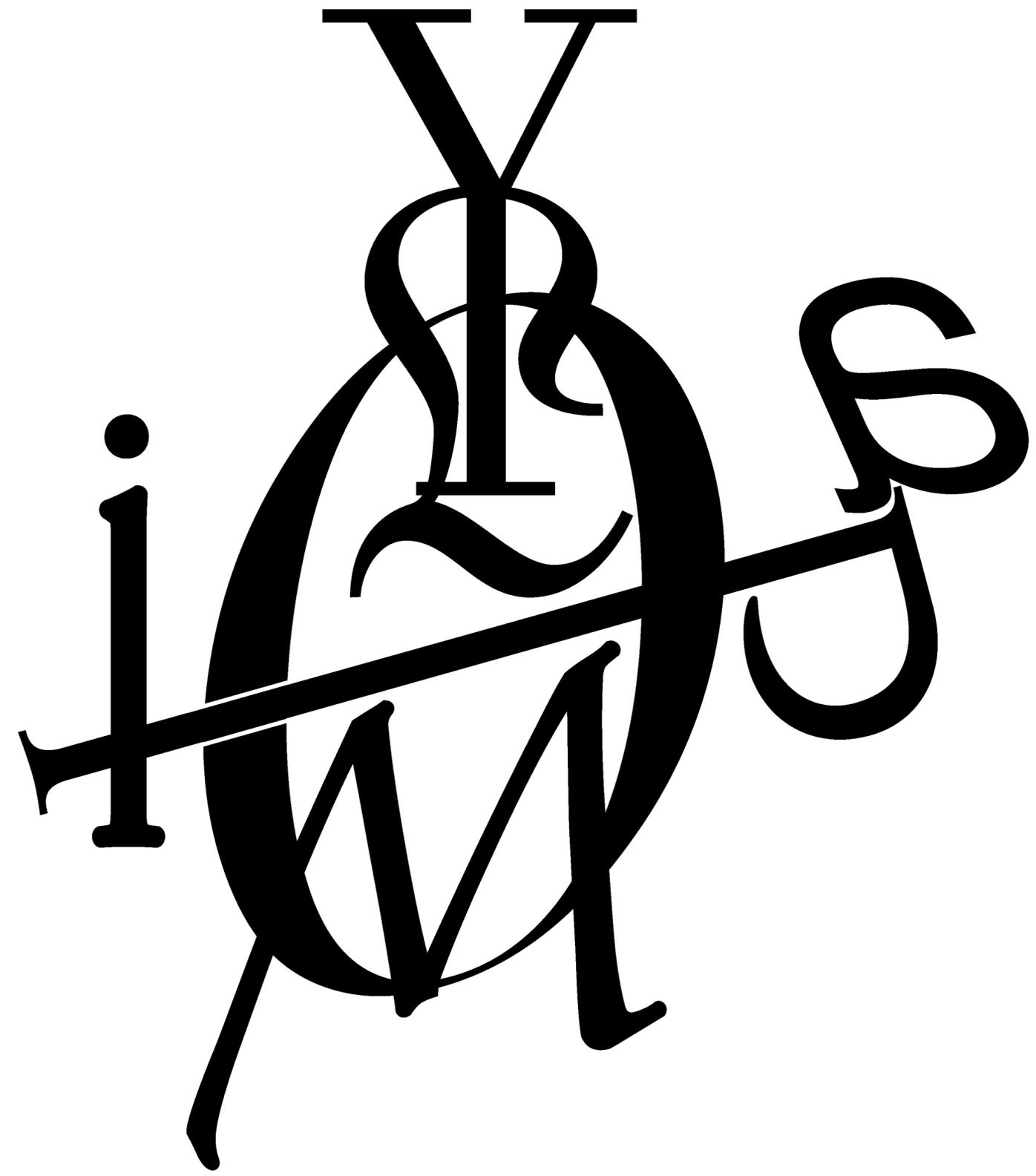
# WORT BILDER

Was will uns der Dichter damit sagen?  
Diese acht Worte des Jahres geben Rätsel auf.

*Von Franz Mon*

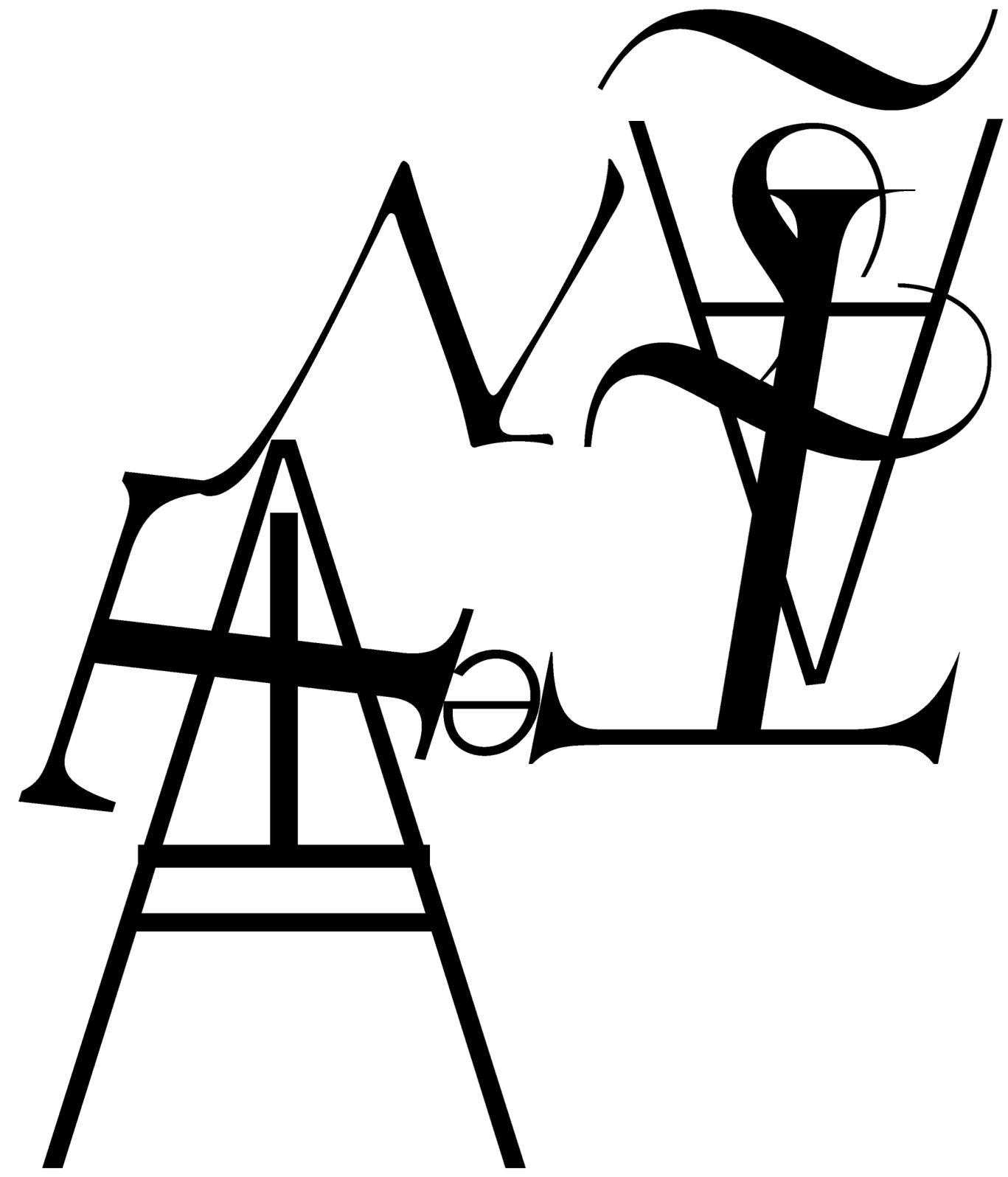
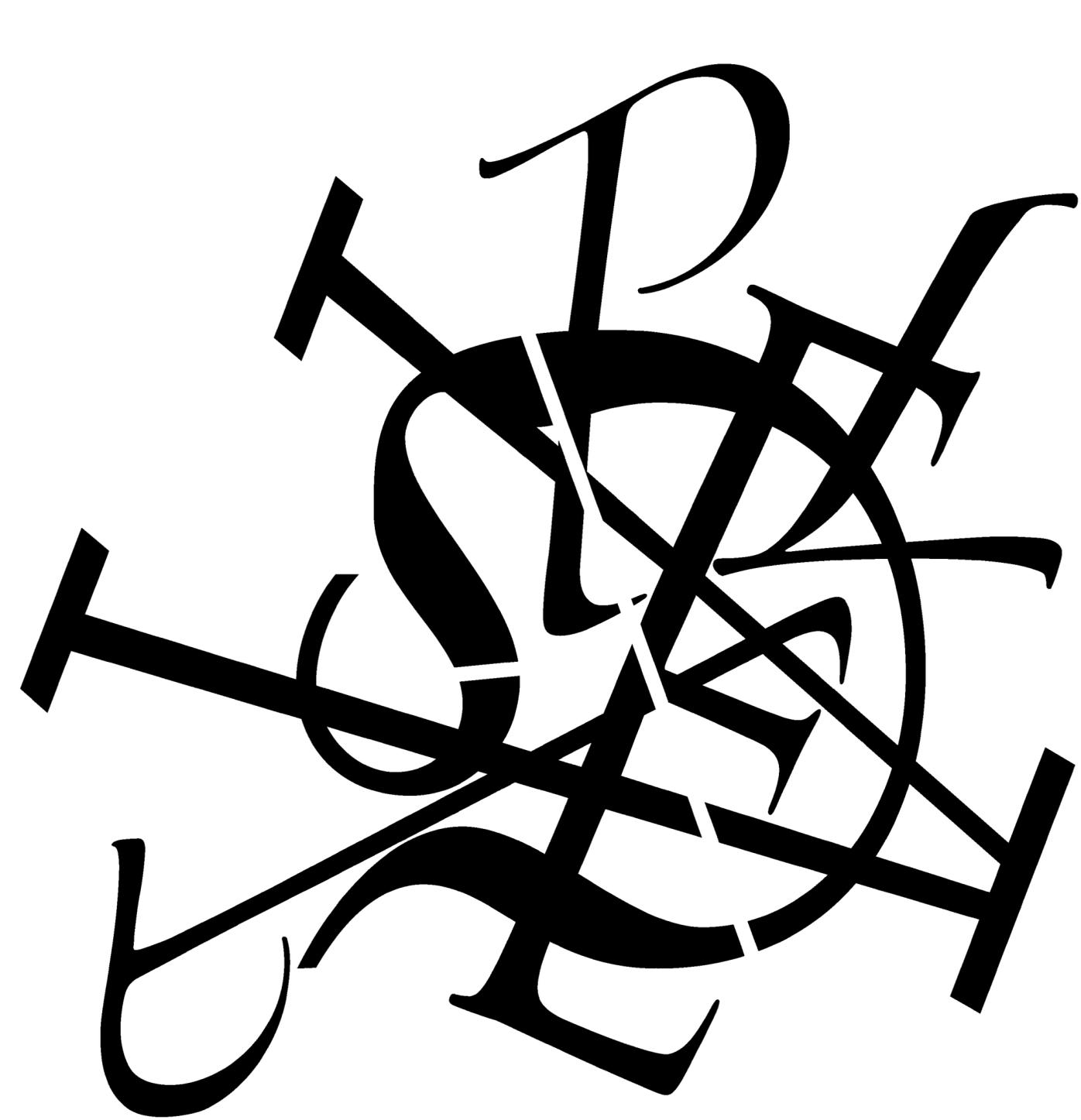
Die Welt  
ist ein  
Wort

Das  
Wort  
ist  
ein  
Wort



Wörterbuch

Wörterbuch



# WORT BILDER



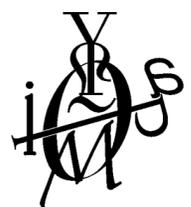
Integration



Menschenrecht



Sturzflut



Olympia



Flüchtling



Europa



Aleppo



Attentat

**F**ranz Mon nimmt die Sprache beim Wort. Wer dem Begriffsartisten einmal zuhört, wie er mit Worten und ihren Bedeutungshöfen jongliert, wie er sie auf ihren Sinn, ihre Tonalität und Bildlichkeit hin abklopft, dem kann dabei schwindelig werden. An diesem Morgen zum Beispiel im Arbeitszimmer seines Frankfurter Hauses, diesem Labor des Experimentellen, beschäftigt ihn das Wort „verworfen“. Heute selten verwendet, kommt es bei Goethe häufig vor, im „Faust“ oder in Gedichten wie „Aussöhnung“: „Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen“.

Für Franz Mon ist „verworfen“ das Adjektiv der Stunde. Kein anderer Begriff bringt für ihn so drastisch auf den Punkt, in welcher Welt wir leben, vom Brexit über die AfD bis zu Trump. Warum? „Weil verworren etwas anderes bedeutet als verwirrend“, meint Mon. „Verwirrt hieße ja, dass sich die Lage wieder entwirren ließe. Aber man kann nichts entwirren. Das Entworrene ist ein Zustand, der unerreichbar bleibt.“

So überraschend und erhellend sind die Lesarten des Wortentfesselungskünstlers, der 1926 in Frankfurt geboren wurde und seit mehr als einem halben Jahrhundert der Sprache in all ihren Aspekten auf den Grund geht. Nicht zufällig heißt seine jüngste Essaysammlung, die der Fischer-Verlag zu seinem neunzigsten Geburtstag herausgebracht hat, „Sprache lebenslanglich“. Nicht nur als konkreter Dichter hat Mon ein kanonisches Werk geschaffen.

Auch als bildender Künstler ist er ein virtuoser Sprachbeweger. Seine „Wortbilder“, an denen er seit 2008 arbeitet, zeigen seine Arbeit als eine Symbiose der Künste, von Typographie über Graphik bis zur Lyrik.

Für uns hat Franz Mon aus acht Schlüsselbegriffen des Jahres 2016 neue Wortbilder erschaffen. Die Werke, die er jetzt, eins nach dem anderen, aus der Graphikmappe hervorholt, operieren an der Schnittstelle von Literatur und graphischer Kunst. Es sind kühn zusammengeballte Buchstaben, hinter denen sich erst auf den zweiten Blick Wörter zu erkennen geben. Auf den ersten Blick sind es fremde, exotisch anmutende Gebilde. Die Entschlüsselung lässt eine wohlgedachte Anordnung erkennen – und einen ungeheuren Wortwitz.

Die Konstrukte aus Lettern, die Mon erst auf Papier, dann mithilfe der Grafikerin Christine Rasbergnig am Computer neu und in verschiedenen Schriftarten zusammengesetzt hat, stehen in der Tradition der – und seiner – konkreten und visuellen Poesie. Was dabei herauskommt, sind autonome Anagramme, verrätselt und doch lesbar. Er selbst spricht von Ideogrammen.

Wenn Franz Mon Buchstaben als Artefakte betrachtet, dann wird die Schriftgeschichte bei ihm zur abenteuerlichen Wanderung durch die sinnliche Realität von Sprache. Bei diesem Gang durchs Alphabet zerlegt er die Buchstaben in ihre geometrischen Grundformen. Die Schönheit etwa des „R“ mit seiner Senkrechten, dem Halb-

mond und der Schräge wird offenkundig. Je nachdem, wie Mon sie arrangiert, führt das zu unterschiedlicher Wahrnehmung. Weil Papier, Format, Position und Schriftart die Orientierung beim Betrachter verändern. In jedem der acht Begriffe, die er für uns ausgewählt hat, steckt so eine eigene Geschichte: Integration, Menschenrecht, Sturzflut, Olympia, Flüchtling, Europa, Aleppo, Attentat.

Im Detail betrachtet, ziehen einem die Wortbilder den Boden unter den Füßen weg. In einem Wort wie „Sturzflut“ purzeln die Buchstaben in einen Abgrund, stehen kopfüber oder duellieren sich. Darin steckt eine Dynamik und Heftigkeit, die im Kontrast steht etwa zum prekären Dreieck des Wortes „Menschenrecht“. Für diesen Begriff hat er nur wenige, einander ähnelnde Schrifttypen gewählt. Die Form scheint stabil, aber gefährdet, das Chaos von „Sturzflut“ oder „Europa“ kann sich auch hier jederzeit ankündigen.

So oder ähnlich tastet sich der Betrachter durch die Wortbilder, und es ist längst nicht immer klar, auf welche Worte sie hinauslaufen. Man rätselt. Man ist verführt, mit den großen Lettern zu beginnen, was oft genug in die Irre führt. Man erkennt Schnittstellen zwischen Buchstaben, die manchmal verschmelzen, sich manchmal aber auch nur zart berühren.

Im künstlerischen Prozess lässt Franz Mon sich zunächst nicht von der Wortbedeutung steuern, auch wenn er sie natürlich nie ganz vergisst. Zu Beginn geht es ihm allein um die Buchstaben und ihre Korrespondenzen. Welche Sympathien gibt es unter ihnen, welche Magnetismen? Was hat miteinander zu tun, was ist sich fremd? So baut sich ein Wortbild allmählich auf, dessen Spannung im Wechselspiel zwischen Bedeutung und Autonomie der Buchstaben liegt. Anders als ein Graphiker, der stets die Marke im Sinn hat, die er wirksam machen muss, spielt der Künstler mit der Vielfalt der Bedeutungen. „Nehmen Sie ein Wort wie Integration“, sagt er. „Was man da spürt, was man bejaht oder auch verneint, ist bei jedem Leser anders.“ Um diese Ambivalenzen geht es ihm.

Wie schon seine ersten Gedichte in den fünfziger Jahren, „Die Lüge ist der Pass des Grenzübertretts“ etwa,

verhandeln die Wortbilder ein wesentliches Kriterium der konkreten Poesie. Nämlich Sprache nicht als Mittel, sondern als Material zu verwenden. Weil Texte nicht nur aus Wörtern und ihrer Bedeutung bestehen, sondern auch eine visuelle Struktur haben. Gerade die Wortbilder, die in einer Tradition vom Barock bis zum Expressionismus stehen, lassen den Kosmos eines Künstlers erkennen, der unter den Sprachspielern der Analytiker ist. Es war Wassily Kandinskys Schrift über „Das Geistige in der Kunst“, die dem jungen Franz Mon zur künstlerischen Initialzündung wurde und ihn das Isolieren von Wörtern lehrte.

Nach den bedrückenden Jahren des Zwangs während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft fand Mon, der mit bürgerlichem Namen Franz Löffelholz heißt, als Sechzehnjähriger von der Frankfurter Lessingschule weg als Flakhelfer eingezogen wurde und später in einem britischen Gefangenenlager landete, im Spiel mit Sprache die große Freiheit. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie gab er zusammen mit Walter Höllerer und Manfred de la Motte 1960 die Lyrik-Anthologie „movens“ heraus, die eine ganze Generation junger Künstler und Autoren stimulieren sollte.

Weil er die Kunst freihalten wollte von Verwertungs-gedanken, arbeitete er als Verlagslektor und unterrichtete an Kunsthochschulen in Offenbach, Kassel und Karlsruhe. Auch in seinem einundneunzigsten Lebensjahr ist Franz Mon längst noch nicht fertig mit seinem Werk. Er ist ein aufmerksamer Beobachter, der mit den Lettern, Silben, Wörtern und Sätzen jongliert, die in der Luft liegen.

Über das Wort „verworfen“ denkt er immer noch nach. „Wer sich die deutsche Vergangenheit vor Augen führt, mit Hitler, mit den Konzentrationslagern, mit den sechs Millionen ermordeten Juden, dem muss der erste Reflex von Angela Merkel richtig erscheinen, zu sagen, wir schaffen das, trotz der Probleme.“ Weil darin die historisch einmalige Gelegenheit liege, der Welt zu zeigen, dass wir Deutschen heute anders seien. Den Erfolg der Populisten, befeuert durch das Internet, hält Franz Mon deshalb für fatal, weil in deren Köpfen eben nicht Verwirrung herrsche – sondern Verworfenheit. *Sandra Kegel*

**Die Wortbilder zeugen sich fort**  
Auch mit Kleidung drückt man sich aus. Wenn Franz Mon aus Worten Bilder macht, dann erschafft seine Tochter Ruth Löffelholz aus Worten Mode. Die Modeschöpferin, das dritte von sechs Kindern des Dichters, schneidert den Kundinnen in ihrem Atelier im Frankfurter Westend nicht ihre Ideen auf den Leib, sondern unterhält sich erst einmal mit ihnen.

Und so wie ihr Vater mit seinen Gedichten dazu anregt, darüber zu reden – so wird man auch über ihre Couture ins Gespräch kommen. Denn Ruth Löffelholz, die eine Schneiderlehre machte, als Kostümbildnerin für Filme arbeitete, die Rodgau Monotonies ausstattete und 1990 ihr eigenes Atelier gründete, webt auch persönliche Erzählungen in ihre Arbeit.

Ihr 25-Jahr-Jubiläum feiert sie weiter mit Wortbildern ihres Vaters im Laden und in Leuchtkästen im Schaufenster. Und sie hat seine frühen Collagen vergrößert auf Seide gedruckt. Wer so ein Kleid kauft, wird mit einer Original-Unterschrift des Vaters belohnt (unser Bild). So manche Kundin interessiert sich nun für konkrete Poesie. Aus Texten können Textilien werden – und umgekehrt. *(kai.)*



Wie ein Experimentallabor: Franz Mon arbeitet in seinem Arbeitszimmer an Wortbildern.

Foto Frank Röh

  
 GRAF VON FABER-CASTELL

**PERFEKTER BLEISTIFT  
IM MAGNUMFORMAT**  
 SCHRIBT • SPITZT • RADIERT  
 ERHÄLTICH IN UNSEREN BOUTIQUEN IN  
 HAMBURG, DÜSSELDORF UND FRANKFURT  
 SOWIE BEIM GUT SORTIERTEN FACHHÄNDLER  
 IN IHRER NÄHE. BESUCHEN SIE UNSEREN  
 STORE LOCATOR UNTER  
[WWW.GRAF-VON-FABER-CASTELL.DE](http://WWW.GRAF-VON-FABER-CASTELL.DE)



Traverse City (Michigan)



Santa Rosa (Kalifornien)



Frankfurt, Hessen-Center



San Francisco



Frankfurt, Börsenplatz



St. Clair Shores (Michigan)



Petaluma (Kalifornien)



San Rafael (Kalifornien)



Windsor (Kalifornien)



Roseville (Michigan)



Versailles



Windsor (Kalifornien)



Healdsburg (Kalifornien)



Paris, Opéra



Paris, Rue Saint-Dominique



München, Leopoldstraße



Paris, Saint-Germain-des-Prés



Santa Rosa (Kalifornien)

# ECHTHART

Mein Vorname ist vielen nicht geläufig.  
Starbucks-Becher zeigen es Schwarz auf Weiß.

Von Eckhart Nickel (Text und Fotos)



Paris, Aéroport Charles de Gaulle



Paris, La Motte-Picquet



Detroit (Michigan)



Washington, Dulles International Airport

Der Name ist Programm. So heißt es irgendwann später im Leben, wenn jeder schon ausgiebig Gelegenheit dazu gehabt hat herauszufinden, wie einfallreich und böse Mitmenschen sein können, wenn es darum geht, unsere Namen zu verunstalten. So gesehen können Eltern bei ihrer Wahl nicht vorsichtig genug sein. Am Familiennamen ist nicht mehr viel zu drehen; in meinem Fall war Nickel vor allem während der Pubertät ergebnislos. Gerade deshalb sollte wenigstens der Vorname halbwegs gelungen sein, als *firewall* gegen die Hänseleien dieser Welt. Es wäre bitter nötig in unserer dünnhäutigen Gegenwart, die aus Allergien und Psychosen besteht.

Am Ende könnte Namensberater ein neuer Beruf mit Perspektive werden. Er unterzöge die Wunschnamen einer Wortfeldanalyse, die weit über die Faustregel der dreisilbigen Vornamen bei kurzen Nachnamen hinausgeht. Seine Aufgabe bestünde darin, weitsichtige Fragen zu stellen. Welche zwangsläufigen Abkürzungen kommen auf das Kind zu? Eck, Ecki. Was für Koseformen und Verniedlichungen hat es zu erwarten? In meinem Fall besonders schön schmerzhaft: Ecki-Schneckli, noch dazu symbolisch gemeint, bezogen auf das Tempo beim Aufbruch. Welche Horrorszenerarien an Verunglimpfungen sind möglich? Auch solche, auf die mitunter selbst ausgefuchste Linguisten niemals gekommen wären: Aus Eckhart wurde zum Beispiel ein Speck-Schwartz, was ganz unverständlich war, weil ich die Figur eines Spargelarzans hatte.

Aus alledem würde der Namensberater dann eine Empfehlung destillieren, die wahrscheinlich die meisten Wunschnamen augenblicklich obsolet machen würde:

durch einen exakt berechneten Risikoquotienten, der rechtzeitig die später fast schon zwangsläufig zu erleidenden Schrammen, Beulen und (im schlimmsten Fall) Total Schäden an der zarten Kinderseele verhindert.

Aber Eltern wollen immer nur das Beste für ihr Kind, auch beim Namen. In meinem Fall dachten sie an ihren Hausheiligen, den mittelalterlichen Mystiker Meister Eckhart. Er half ihnen kraft der Schönheit seiner Meditationen, den mitunter schwierigen Alltag von Familientherapeuten zu bewältigen. Der Meister spendete ihnen gewiss Trost, auch da, wo mal nichts mehr zu machen war – und das kam oft vor, vielleicht, wer weiß, des Namens wegen.

Ich hörte beim Abendbrot geduldig ihren Geschichten zu, allesamt Fallstudien, und dachte mir meinen Teil dabei. Namen, so heißt es, seien Schall und Rauch. Dieser Satz ist dank der wortwörtlichen Antwort von Goethes Faust auf die berühmte Gretchenfrage zur sprichwörtlichen Redensart geworden. Aber er gilt nur, wie Faust ihn versteht, wenn er von der beliebigen Benennung des religiösen Gefühls („Glück! Herz! Liebe! Gott!“) spricht – und nicht von Eigennamen.

Der Eigename hallt ein Leben lang wider. Er kommt zu uns zurück wie eine von unendlich hohen Wänden zurückgeworfene Schallwelle, in der wir uns wie Flughunde durch die blinde Nacht der Existenz zurechtfinden müssen, wenn es um den komplexen Prozess der Selbstfindung geht. Der Rufname gibt dabei die Tonart vor: Dur oder Moll. Sie kann natürlich auch noch positiv mit dem zweiten Vornamen ausbalanciert werden, der vor allem an der Schwelle zum Erwachsensein als dankbar benutzter Signifikant des Eigensinns benutzt wird: Eckhart H. Nickel,

so unterzeichnete ich meine ersten Artikel in der Heidelberger Studentenzeitschrift „ruprecht“.

Was das ominöse „H“ bedeutete, erzählte ich damals in einer Attitüde der Selbstverrätterung niemandem. Dabei war der zweite Vorname bei den Söhnen unserer Familie als eine Art Traditionsreflex vorgegeben, vor dem mir zum Glück nicht graute: Heinrich. Henrik, so die skandinavische Variante, wurde ich nicht nur wegen Ibsen genannt, sondern auch, weil der geliebte Großonkel, ein Geiger, sich im Krieg in eine nordische Schönheit namens Ebba verliebt und danach mit ihr verlobt hatte im norwegischen Bergen – in namentlicher Entsprechung des Frankfurter Vororts, in dem ich aufwuchs. Leider fiel mein Onkel kurz darauf. Der Name Henrik sollte dafür sorgen, dass er niemals in Vergessenheit geriet.

Es kann sehr wichtig sein, bei der Namensfindung auch auf potentielle Fehler bei der Schreibweise zu achten. Das erfuhr ich früh: als Trauma, das ich bis heute kaum überwunden habe. Meine Mutter hatte aus gegebenem Anlass im Telefonbuch einen Kieferorthopäden ausgemacht, der mir schon allein wegen seines Namens Vertrauen einflößen sollte, das ich angesichts der zu erwartenden Eingriffe in die Schiefelage meiner gut eingebissenen Zahnordnung auch dringend benötigte. Allein: Für den reibungslosen Ablauf der Arbeitsschritte in seiner Praxis hatte sich Dr. Ekkehard Niggel leider eine Raumordnung ausgedacht, die fatal an die Welschaltzentrale von Stanley Kubricks „Dr. Seltsam“ erinnerte. Alle jungen Patienten waren kreisförmig mit ihren Stühlen zur Mitte hin ausgerichtet. Von dort aus operierte der gefürchtete Dr. Niggel und wandte sich einem nach dem anderen zu. Da lagen sieben

Kinder in unterschiedlichen Stadien des Leidens, mit dem Abdruck im Gaumen röchelnd, die noch nicht passend gemachte Spange fest ins Zahnfleisch drückend, die klebengebliebenen Gipsstückchen in den Spucknapf prustend und so weiter. Ich erkannte, was mir in diesem Höllenkreis blühen würde und nutzte den ersten Moment, da der böse Doktor sich kurz einem Mädchen zuwandte, das verzweifelt mit gutturalen Lauten auf den Metallschuhlöffel in ihrem Schlund deutete, riss mir den hellblauen Papierlatz vom Hals und stürmte zurück ins Wartezimmer und von dort aus direkt auf die Straße, um nie wieder zurückzukehren.

An diesen Mann denke ich jedes Mal, wenn mein Name irgendwo falsch geschrieben ist, zum Beispiel auf überraschender Briefpost oder unter dem von mir verfassten Artikel einer Zeitschrift, die unter Autoren-Amnesie leidet. Da geht es wenigstens normalerweise nur um das fehlende „h“ in der Mitte von Eckhart oder den weichen Abgang mit „d“ statt mit „t“. Apropos weich: Eine gute Freundin, Nika, steckte mal meinen Vornamen, der aus dem Mittelalter stammt und, ganz Ritterburgwelt, „kühn mit dem Schwert“ bedeutet, in eine dieser Internet-Übersetzungsmaschinen. Dabei kam auf Englisch heraus: „hit the corner hard“. Das gefiel mir so gut, dass ich es gleich auf der unmodern gewordenen Musikplattform Myspace zu meinem *nom de guerre* machte.

Bis vor einigen Jahren waren die einsamen Sieger auf dem Vermiedungstreppten: Qatar Airways mit der Privilege-Club-Karte für Dr. Elkhart Nikkei und die französische Supermarktkette Carrefour, die mich zweimal im Jahr als Monsieur Neckert Michail zu ihrer *Foire aux Vins*

lädt. Doch dann trat mit der Wucht eines *Venti triple shot lactose free medium foamy Cappuccino* die Firma Starbucks in mein Leben und veränderte alles. Die progressiven Marketing-Menschen aus Seattle, der pazifischen Metropole, die berühmt wurde durch Schlaflosigkeit im Film (wegen des Kaffees?), wo 1971 auch der erste Laden am Pike Place stand, hatten sich einen simplen Trick überlegt: Für die emotionale Kundenbindung wird bei jeder Bestellung einfach der Vorname erfragt. So wurde jeder Pappbecher mit „persönlicher Note“ zum unverwechselbaren Eigentum des Kunden aufgewertet. Wie die grünen Schürzen und die zu Beginn des großen Siegeszugs gegen Ende der neunziger Jahre noch sorgsam „hip“ ausgewählten Baristas schuf das eine Atmosphäre der Vertrautheit mit dem Kellner, die zuvor nur in Kaffeehäusern bei Stammpublikum nach Jahren möglich schien.

Dank einer ausgefeilten Mnemotechnik merkte sich das gut geschulte Personal in der Pacific-Heights-Filiale in San Francisco selbst die hysterisch ausdifferenzierte Variante eines *Caffè Latte*, wenn das passende vertraute Gesicht dazu durch die Tür hereinkam. Nur beim Namen haperte es in der Regel. Dabei ist der Moment, da man nach seinem Namen gefragt wird, gar nicht so unangenehm. Es ist sozusagen die Umkehrung des sonst in Amerika gebräuchlichen „Hi, how are you, my name is Allison, it's good to see you, I'm going to be your waitress, today's specials are...“ Plötzlich ist man also auf Du mit einer bis dato unbekanntenen Person, die jetzt in einem Akt von konspirativem Einverständnis versucht, den gerade eben von „Dir“ ausgesprochenen Namen buchstäblich zu fassen. Nur gelegentlich kommt es gleich zur Kapitulation und

der entwaffnend lächelnden Rückfrage: „How do you spell that exactly?“ Häufiger wird der Name als Selbstbestätigung nachgemurmelt („Eggert, hmm, yeah!“) und dann ganz schnell mit dem Filzstift charmant falsch notiert. Es geht natürlich zunächst einmal darum, Souveränität und Coolness zu bewahren. Das kultivierte Miteinander in einer durch den Gebrauch von iPhone, iPad oder MacBook gekennzeichneten Parallelwelt gehört inzwischen wie auch das Wifi zu Starbucks wie der *Grande Latte* in der Hand, die nicht tippen muss.

In der Kommunikation kommt jedoch bei der Bestellung eine Variante der Heisenbergschen Unschärferelation zum Tragen, die eine exakte Übermittlung der Daten von Sender (Kunde) zu Empfänger (Barista) fast unmöglich macht. Daraus entstehen, immer wieder aufs Neue, die unglaublichsten Abarten meines Vornamens, nie gekannt und nicht mal erahnt. Am glücklichsten war ich wohl in der Pariser Rue Saint-Dominique, als ich meinen Cappuccino mit dem Namen des Aufklärers Descartes entgegennehmen durfte. Aber auch der gezeichnete Tattoo-Anker, den mir ein kurzbehaarter Transgender-Wesen in Traverse City im Bundesstaat Michigan in die Hand drückte (mit dem Kommentar „I thought I heard Anchor“), zählt zu den schönsten Trophäen meiner Kaffeesucht.

Wie mein Name selbst, den die Lufthansa auf ihren Bordkarten seit meiner Promotion auch gerne einmal ohne Leertaste zu Dreckhart verschönt, währt das Starbucks-Experiment lebenslang. Und nur im Angesicht des Todes werde ich vielleicht bei meinem letzten Kaffee auf die Standardfrage meinen Lieblingssatz aus „Lawrence of Arabia“ zitieren: „My name is for my friends.“

**W**ir haben doch alle eine Schwäche für Big Ben“, meint Paul Roberson. Es ist einer seiner Standardsätze. Auch auf dem Audio Guide zum Schluss der Tour durch die Houses of Parliament ist er zu hören, wenn die Besucher wieder in der bald 1000 Jahre alten Westminster Hall angelangt sind. Die Schwäche für die Uhr, um die sich Roberson seit mehr als zehn Jahren kümmert, kann der Uhrmacher kaum in Worte fassen. Er selbst, sagt er, bekomme immer noch eine Gänsehaut, wenn er die 334 Stufen hinauf zu Big Ben steige.

Wahrscheinlich kommt da oben einfach viel zusammen: die schiere Größe der Zifferblätter an den vier Seiten des Turms, die Perfektion des nunmehr seit 157 Jahren laufenden Uhrwerks, nicht zu vergessen der Klang der großen Glocke, den man aus nächster Nähe nur mit Ohrstöpseln unbeschadet überstehen kann.

All das lässt sich von unten, von der Straße aus, nur erahnen. Doch steht man erst einmal oben und sieht das 4,30 Meter lange Pendel, das sich trotz seiner mehr als 300 Kilogramm wie schwerelos hin und her bewegt, die drei hängenden Gewichte, die mit ihren insgesamt 2614 Kilogramm die Uhr am Laufen halten, und die vier jeweils sieben Meter großen Zifferblätter, die bei Nacht von innen beleuchtet werden, ist jeder überwältigt. Wenn dann auch noch Big Ben zur vollen Stunde schlägt, mit 114 Dezibel, sei es um jeden seiner Besucher geschehen, sagt Roberson: „Ich erlebe immer wieder, dass Menschen hier in Tränen ausbrechen.“

Mit den Tränen im Uhrturm ist nun erst einmal Schluss. Geweint wird höchstens noch darüber, dass Big Ben Anfang Januar das erste Mal überhaupt für einen sehr langen Zeitraum nicht mehr zu hören sein wird. Wahrscheinlich über Monate wird auch die größte der fünf Glocken keinen Ton von sich geben. Die Mechanik wird angehalten, die Fassade und die Zifferblätter mit den Stunden- und Minutenzeigern werden hinter Gerüsten und Planen verschwinden. Drei lange Jahre sollen die Arbeiten am berühmtesten Wahrzeichen Londons dauern. „The Voice of Britain“ wird zumindest über etliche Monate verstummen.

Was das für die Metropole und den Rest des Landes bedeutet, mag sich Roberson gar nicht vorstellen. Das Geräusch ist jedem Briten seit Kindertagen wohl vertraut: Jeden Tag um 18 Uhr und um Mitternacht, sonntags zudem um 22 Uhr, überträgt die BBC das Glockenspiel in alle



Keeper of the Clock: Paul Roberson ist mindestens drei Mal in der Woche oben im Turm.



Gewichte für die Genauigkeit: Mit Münzen lassen sich Pendel und Uhr manipulieren.

Haushalte des Königreichs – und das seit dem Silvesterabend 1923 stets live über Mikrofone im Turm.

Eigentlich verstummt Big Ben nur zu besonderen Anlässen. Am 30. Januar 1965 zum Beispiel, als der ehemalige Premierminister Winston Churchill in London zu Grabe getragen wurde. Die Ehre wurde auch Margaret Thatcher am 17. April 2013 zuteil. Nicht einmal für die toten Königinnen und Könige des 20. Jahrhunderts wurde Big Ben zum Schweigen gebracht, allerdings fanden die Begräbnisse auch nicht in London, sondern in der St.-George's-Kapelle in Windsor Castle statt. Selbst im Zweiten Weltkrieg waren die Glocken zu hören. Nur die Uhren wurden bei Nacht nicht beleuchtet, um den Bombenschwadern der Deutschen kein Ziel zu bieten. Dabei gibt es ganz oben im Turm noch ein

Extra-Licht: In 76 Meter Höhe befindet sich eine achteckige Leuchte, nach dem Abgeordneten Acton Smee Ayrton benannt. Das Ayrton-Licht wird eingeschaltet, wenn das Parlament noch nach Sonnenuntergang tagt. Eingerichtet wurde es angeblich auf Wunsch von Königin Victoria, die so vom Buckingham-Palast aus sehen konnte, ob ihre Abgeordneten auch nachts noch arbeiteten.

Auch die heutige Königin kann sich auf das Werk aus viktorianischer Zeit verlassen. Eine massive Betriebsstörung gab es bislang nur ein einziges Mal, und das tatsächlich aus Altersgründen: Vor 40 Jahren im August ging ein Teil des Uhrwerks kaputt, Big Ben schlug danach über einen Zeitraum von neun Monaten an insgesamt 26 Tagen nicht. Der Schaden konnte bis Mai 1977 zwar behoben werden, doch in

den vergangenen Jahren häuften sich die Probleme. Die Mechanik musste immer wieder angehalten und repariert werden: einige Stunden im Oktober 2005 und im Juni 2006, im August 2007 sogar für fast sechs Wochen. Seitdem war den Uhrmachern um Paul Roberson klar, dass eine Generalüberholung unausweichlich ist.

Welche Arbeiten nun im Uhrturm erledigt werden müssen, steht noch nicht genau fest. Das wird sich wohl erst im Laufe der kommenden drei Jahre ergeben. Altersschwach ist jedoch der gesamte Mechanismus. Zeiger, Pendel, Uhrwerk – jedes einzelne Teil muss überprüft und womöglich erneuert werden. „Die letzte größere Inspektion fand ja vor 31 Jahren statt“, sagt Roberson. Das Risiko, dass Big Ben von selbst verstummen könnte, ist inzwischen so groß, dass die zuständigen Ausschüsse im Parlament der Sanierung zugestimmt haben. Die Kosten werden mit 29 Millionen Pfund (etwa 33 Millionen Euro) veranschlagt.

Dass der Turm, der seit dem diamantenen Thronjubiläum von Königin Elisabeth II. im Jahr 2012 nach der Monarchin benannt ist, zudem ein wenig in Schiefelage geraten ist, bereitet den Statikern weniger Kopfzerbrechen. Eine Gefahr geht vom Elisabeth-Turm nicht aus, auch wenn die Arbeiten an einer Tiefgarage für die Abgeordneten in den siebziger Jahren und der Neubau des U-Bahn-Tunnels für die Jubilee Line, die 1999 fertiggestellt wurde, dem Fundament zugesetzt haben.

Wer genau hinsieht, kann erkennen, dass der gut 96 Meter hohe Campanile aus dem Lot ist und sich nach Nordwesten lehnt – um inzwischen fast 45 Zentimeter. In den Nullerjahren beschleunigte sich der Prozess. Statt einen halben Millimeter im Jahr neigte sich der Turm um fast einen ganzen Millimeter Richtung St. James's Park. Mittlerweile hat sich der Vorgang wieder verlangsamt – warum genau, ist unbekannt. Ein halber Millimeter ist jedenfalls nicht besorgniserregend: Selbst bei doppelter Geschwindigkeit würde es 4000 Jahre dauern, bis die Schräglage des Turms dem berühmten schiefen Bauwerk in Pisa annähernd gleich käme.

Big Ben ist nicht der älteste Uhrturm im Westen Londons. Den ersten Uhrturm gab es schon im 13. Jahrhundert am Ufer der Themse. Der Palast, der nur noch Sitz des Parlaments ist, schon lange nicht mehr auch des Königs, ist weit älter. Schon Mitte des elften Jahrhunderts ließ Eduard der Bekenner die Anlage fern des damaligen Zentrums errichten. Eine noch ältere Klosterkirche an der Stelle trug bereits den

Kreuz und Reichsapfel, mit Blattgold belegt, krönen die Spitze des Turms.

Der eigentliche Uhrturm mit dem Dach und der Glockenraum bestehen aus einer mit Kalkstein verzierten gusseisernen Konstruktion. Sie soll dem Gewicht der Glocken standhalten.

In 76 Meter Höhe befindet sich das achteckige Ayrton-Licht, das bei Nacht leuchtet, wenn die Abgeordneten noch spät eine Sitzung haben. Eingeführt hat es Königin Victoria, die vom Buckingham-Palast aus sehen konnte, wie lange ihre Parlamentarier arbeiteten.

Der Glockenraum befindet sich in gut 61 Meter Höhe.

Big Ben, die mit 13,5 Tonnen größte der fünf Glocken, schlägt zur vollen Stunde, die vier kleineren Glocken (die schwerste wiegt 3,9 Tonnen) schlagen jeweils zur Viertelstunde. Wenn ein König oder eine Königin stirbt, schlägt Big Ben für jedes Lebensjahr einmal – und das im Minutentakt.

Die Zifferblätter, ausgerichtet nach den vier Himmelsrichtungen, haben einen Durchmesser von sieben Metern und werden jeweils mit 28 Energiesparlampen von innen beleuchtet.

Unter jedem Zifferblatt steht die lateinische Inschrift „Domine salvam fac reginam nostram Victoriam primam“ – „Gott schütze unsere Königin Victoria die Erste“.

Im zentralen Schacht hängen unter der Uhr das Pendel und die drei Gewichte, die den Mechanismus darüber am Laufen halten.

Der untere Teil des Turms besteht aus Ziegelsteinen. Die Mauer ist wie der ganze Palast mit Kalkstein verblendet.

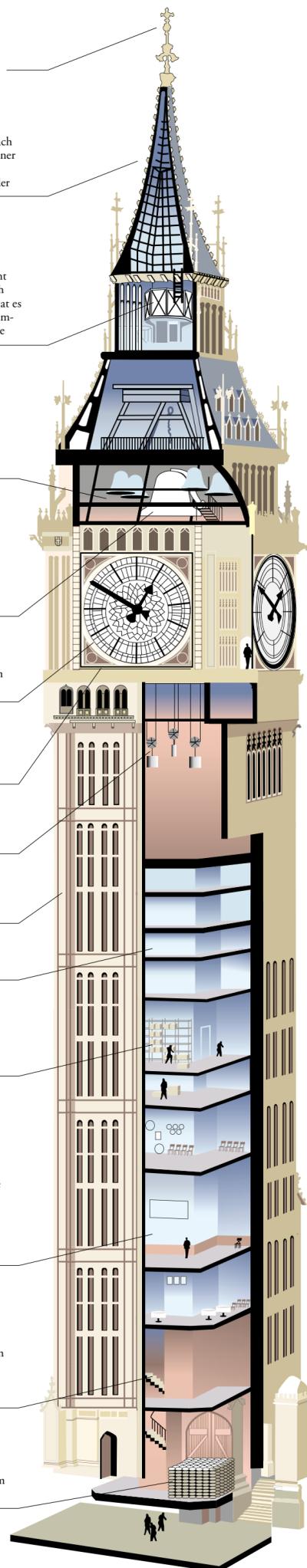
Der Elisabeth-Turm hat elf Etagen, die Räume sind u-förmig um zwei Schächte angebracht.

Zu den Räumen gehören ein Lagerraum sowie Ausstellungsräume. Aus Sicherheitsgründen dürfen nur britische Staatsbürger, die von Abgeordneten eingeladen sind, Big Ben besteigen.

In einem Gefangenenraum wurden im 19. Jahrhundert auch Abgeordnete eingesperrt, wenn sie zum Beispiel nicht bereit waren, ihren Eid auf die Bibel zu leisten. Der letzte Gefangene war der radikale Atheist Charles Bradlaugh, der 1880 im Turm einsitzen musste.

Eine Wendeltreppe mit 334 steinernen Stufen führt im Südosten des Turms bis zum Glockenraum hinauf. Von dort sind es noch einmal 59 Stufen bis zum Ayrton-Licht.

Sollte sich einmal eines der Gewichte oder gar eine Glocke lösen, wird ihr Sturz im Zentralschacht von einem meterhohen Stapel Sandsäcken am Boden aufgefangen.



Namen „West Minster“ (Westminster), er bezog sich auf ihre Lage zur „City of London“. Vom ersten Westminster-Palast ist heute nur noch die imposante Westminster Hall erhalten, die William Rufus Ende des elften Jahrhunderts errichten ließ. Wilhelm II., wie er nach seiner Krönung in der Westminster Abbey hieß, war der Sohn von Wilhelm dem Eroberer, der Eduard dem Bekenner nachgefolgt war.

Danach dauerte es 200 Jahre, bis der „Alte Palast“ erstmals mit einem Uhrturm und einer Glocke ausgestattet wurde. Über sie ist wenig bekannt. Berühmt wurde erst die Glocke, die Mitte des 14. Jahrhunderts für einen neuen Turm gegossen wurde: Sie trägt den Namen „Great Tom of Westminster“ und schlug den Londonern fast 350 Jahre zur vollen Stunde. Bis 1530 war die vier Tonnen schwere Glocke auch tonangebend für Englands Könige. Heinrich VIII. war allerdings der letzte Monarch, der im Westminster-Palast wohnte. Erst 1707 wurde auch dieser Uhrturm, der im Bürgerkrieg 1648 beschädigt worden war, abgetragen und Great Tom an die St.-Paul's-Kathedrale verkauft. Danach gab es 150 Jahre lang keinen neuen Turm, und vermutlich hätte es Big Ben auch nie gegeben, wäre der Palast nicht 1834 fast ganz zerstört worden. Ein Brand vernichtete große Teile der Anlage, weil die Öfen in einem Gebäude versehentlich mit zu viel Holz befeuert wurden.

Umgehend wurde der „Neue Palast von Westminster“ geplant. Schon ein Jahr später gewann Charles Barry den Architektenwettbewerb und durfte von 1840 an ein noch viel größeres Parlamentsgebäude mit nunmehr 1100 Zimmern errichten. Teil des neugotischen Komplexes war auch wieder ein Uhrturm, für dessen Ausstattung Augustus Pugin verantwortlich zeichnete. Von ihm stammen die Entwürfe für die riesigen Zifferblätter, die jeweils aus einem Metallskelett und 312 Glasscheiben bestehen und etwa vier Tonnen wiegen. Alle fünf Jahre werden sie gereinigt, dafür seilen sich Fensterputzer von oben vom Glockenraum herab. Roberson meint, die vier Männer, die zuletzt im August 2014 einen ganzen Tag für ein Zifferblatt benötigten, müssten entweder sehr mutig oder total verrückt sein, um sich freiwillig für diese Aufgabe zu melden.

Die Wagemutigen müssen zudem sehr vorsichtig putzen: „Das Glas ist hauchdünn“, sagt Roberson. „Ursprünglich wurden die Uhren nämlich mit Gas beleuchtet, und das Licht der Gaslaternen war sehr schwach.“ Die Männer reinigen natürlich auch die gewaltigen Zeiger. Die Minutenzeiger sind 4,20 Meter lang und, wie Roberson sagt, „nur etwa 100 Kilogramm schwer“, da sie aus dünnem Kupferblech sind. Sie legen jedes Jahr umgerechnet eine Wegstrecke von 190 Kilometern zurück. Die Stundenzeiger sind mit 2,70 Meter Länge wesentlich kürzer, wiegen aber rund 300 Kilo, da sie aus massivem Metall sind.

Noch viel schwerer ist die große Glocke, der eigentliche Big Ben, der schon lange dem ganzen Turm seinen Namen gibt. 13,5 Tonnen wiegt das 2,20 Meter große Ungetüm, das von einem 200 Kilogramm schweren Hammer angeschlagen wird. Eine erste Glocke, die nach dem damaligen Leiter der Baukommission, Sir Benjamin Hall, benannt wurde, wog sogar 16,3 Tonnen. Doch sie zersprang, noch ehe der Turm überhaupt fertiggestellt war. Der zweite, kleinere Ben konnte schließlich im Oktober 1858 von acht Männern über 32 Stunden hinweg durch einen Schacht in den Glockenraum hinauf gezo-



Metallskelett und Glas: Die sieben Meter großen Zifferblätter wiegen jeweils vier Tonnen.

gen werden. Und obwohl die Glocke nicht mehr die größte ihrer Art in Großbritannien war, zeigten sich die Londoner begeistert, als sie am 11. Juli 1859 erstmals angeschlagen wurde. Selbst ein 28 Zentimeter großer Sprung, der schon Ende September 1859 den Ton von Big Ben etwas verstimmte, konnte die Freude nur kurz trüben. Seither versieht die Glocke zuverlässig ihren Dienst – mit Sprung in der Schüssel.

Einzigartig machte den Turm Mitte des 19. Jahrhunderts seine Uhr. Paul Robersons Kollege Ian Westworth sagt, damals sei es die größte und genaueste auf der ganzen Welt gewesen. Sie ist es wohl immer noch – unter den mechanisch angetriebenen. „Uhren, die ein bis zwei Minuten am Tag vor oder nachgingen, galten Mitte des 19. Jahrhunderts schon als sehr genau.“ Edmund Beckett Denison, Edward John Dent und sein Sohn Frederick aber wollten einen Zeitmesser bauen, der höchstens eine Sekunde pro Tag falsch ging. Es gelang ihnen: Die Big-Ben-Uhr ist ein mechanisches Wunderwerk.

Sollte die Genauigkeit doch einmal zu wünschen übrig lassen, lässt sich das Pendel mit kleinen Gewichten, eigentlich sind es meist alte Kupfermünzen, manipulieren. „Wenn ich einen Penny auf das Pendel lege, erhöht sich die Schwingdauer unmerklich“, sagt Roberson. Hochgerechnet ist es fast eine halbe Sekunde am Tag. Nimmt er einen Penny weg, wird das Pendel langsamer. Dreimal in der Woche – Montag, Mittwoch und Freitag – muss Paul Roberson zusammen mit mindestens einem seiner Kollegen die Uhr von Hand mit einer Kurbel aufziehen. Das dauert fast anderthalb Stunden und ist nur zu schaffen, wenn sich die Männer bei ihrer schweißtreibenden Arbeit abwechseln.

Fast 120 Jahre lang waren Nachfahren von Vater und Sohn Dent die offiziell berufenen „Bewahrer der Uhr“. Erst seit 2002 gibt es im Westminster-Palast eigene „Keeper of the Clock“. Drei Uhrmacher und ein Auszubildender kümmern sich rund um die Uhr. Insgesamt sind sie für 2000 Zeitmesser zuständig, die verteilt im ganzen Parlamentsgebäude stehen. Es bleibt also genug zu tun, auch wenn Roberson in den nächsten Monaten seltener in den Turm hinauf muss.

Die Touren mit Besuchern wird er vermutlich nicht. Eine Anekdote mag er besonders gerne: Vor ein paar Jahren führte er die Schauspieler Hugh Laurie und Stephen Fry hinauf. „Sie blieben so lange, dass sie danach zu spät zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung von Prinz Charles kamen“, erzählt Roberson. Die beiden hätten sich beim Thronfolger mit den Worten entschuldigt: Wir waren bei Big Ben und haben dort die Zeit vergessen. ◀

# TIME OUT

Mehr als 150 Jahre lang war auf Big Ben Verlass. Jetzt soll das Wahrzeichen Londons erstmals für lange Zeit verstummen.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Frank Röth

# Peru, das Land der verborgenen Schätze

Es gibt einen Ort, wo du hoch hinaus kommen wirst

 Visit Peru  
 Visit Peru  
 Peru  
 Peru  
 Visit Peru

#FindedichselbstinPeru  
 www.peru.travel

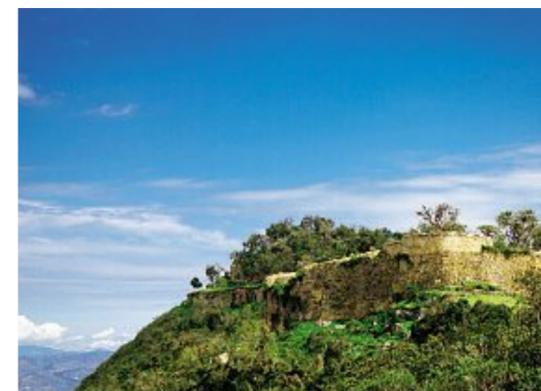


## Kuélap, imposante Festung, die in der Höhe thront

Inmitten der atemberaubenden Landschaften des peruanischen Amazonas, bestehend aus Nebelwald und Ökosystemen mit einzigartiger Flora und Fauna, erhebt sich die befestigte Zitadelle Kuélap, die hervorsteht durch ihre mysteriösen Gräber und Sarkophage, Erbe der Chachapoyas-Kultur. Ihre imposanten zwanzig Meter hohen Mauern sind Zeugnisse der weit entwickelten Ingenieurswissenschaft und der monumentalen Architektur dieser Prä-Inka Kultur.

Die Hauptmauer der Festung hat drei Eingänge. Um einzutreten, begeben Sie sich durch sehr enge Gassen, laut den Historikern ein Hinweis darauf, dass Kuélap zu Verteidigungszwecken errichtet wurde. Im Inneren ist die Fläche weitläufig und man findet dort 420 Rundbauten, die mit Friesen in Rauten-Form verziert sind. In Ihrer Blütezeit beherbergte die Festung an die 4.000 Menschen.

Kuélap liegt dreitausend Meter über dem Meeresspiegel auf der Spitze der Berghöhe Barreta in der Region Amazonas. Die Festung ist drei Stunden mit dem Auto von der Stadt Chachapoyas entfernt. Für die Anreise nach Chachapoyas empfiehlt es sich, die Direktflüge von Lima nach Jaén (Region Cajamarca) zu nutzen, da Jaén als Eingangstor zur Stadt Chachapoyas gesehen werden kann. Die Besucher werden die schöne Landschaft, die Kuélap umgibt, von der ersten Seilbahn aus genießen können, die zum Jahresende einsatzbereit sein und die Reisenden in nur zwanzig Minuten zur Festung transportieren wird.



Kuélap, Amazonas ©PROMPERÚ

Kuélap bezaubert nicht nur durch seinen architektonischen und historischen Reichtum, die Festung ist auch Zufluchtsort des endemischen Kolibri Maravilloso oder Cola Espátula. Diesen Vogel von spektakulärer Schönheit sieht man nur in den Morgenstunden rund um die Zitadelle, ein Naturschauspiel, das Sie nur genießen können, wenn Sie Peru entdecken – das Land der verborgenen Schätze.

Er wusste immer alles, und er weiß noch alles. Nach einem Schlaganfall sitzt **Ciro Paone** im Rollstuhl und kann kaum noch sprechen. Also schickt er seiner Tochter SMS. Wenn ein Gespräch mit **Maria Giovanna Paone** immer wieder durch ein dumpfes Summen ihres Mobiltelefons unterbrochen wird, dann ist es mehr als einmal ihr Vater: „Er kontrolliert mich immer noch“, ruft **Maria Giovanna** in gespielter Entrüstung. Die Strenge des Vaters, eines neapolitanischen Machos und einer Legende der italienischen Mode, nimmt sie mit robustem Humor.

Sie hat ihn sogar schon widerlegt. „Man kann nicht drei Lieben haben, den Mann, die Kinder und die Firma“, sagte **Ciro Paone** vor 30 Jahren zu seiner Tochter, als sie ins väterliche Unternehmen einstieg und schon verlobt war. Sie blieb in der Firma, heiratete ihren Verlobten und bekam zwei Kinder. „Bis jetzt geht es also“, sagt sie im Gespräch im Mailänder Showroom und führt es auf einen anderen Vater zurück: „Gott sei's gedankt!“

Höhere Mächte also haben **Maria Giovanna** zum Vice President von **Kiton** gemacht. Mit Cousin **Antonio De Matteis** (Vorstandsvorsitzender), ihrer Schwester **Raffaella** (Personal), ihren Cousins **Antonio Paone** (Amerika-Geschäft) und **Silverio Paone** (Produktion) sowie mit guten Ratschlägen ihres Vaters führt sie eine der renommiertesten Herrenmodemarken der Welt – wobei die Tochter des Gründers die Damenentwürfe verantwortet.

Damit steht sie für ein Projekt, das der Marke eine Zukunft sichern soll. Denn der liebe Gott hat die italienische Mode in den vergangenen Jahren etwas vernachlässigt. Es gibt mehr Krisenzeichen denn je, die Konjunkturflaute im Land hält an, die politische Unsicherheit in der Welt wächst, und einstige Wachstumsmärkte wie Russland oder China schrumpfen. Selbst ein Herrenmodeanbieter wie **Brioni**, der zum **Kering**-Konzern gehört, ist in die Krise gerutscht. Und sogar eine Marke wie **Marni** ist der Gründerfamilie entglitten und gehört nun ganz zum Konzern des **Diesel**-Chefs **Renzo Rosso**. Familienunternehmen in Italien sind in Gefahr.

Die Familien **Paone** und **De Matteis** haben ein einfaches Mittel gegen Lethargie: Expansion. Schon in den vergangenen Jahren hat die Marke viele neue Shops eröffnet. Zu den 52 Geschäften in aller Welt (die elf Läden in Russland werden mit Franchise-Partnern betrieben) sollen bald weitere hinzukommen. Ende November wurde das renovierte **Kiton**-Geschäft in München wiedereröffnet – unter dem großspurigen Titel „Maßschneiderlounge“. Die vier deutschen Standorte (München, Hamburg, Köln, Düsseldorf) sind **Maria Giovanna Paone** aber nicht genug. Wobei mehr Fläche nicht unbedingt mehr Verkauf bedeutet. So sagt sie unumwunden: „In China läuft das Geschäft nicht gut.“

Da muss man mit alten Werten gegensteuern: dauernder Vermittlung, persönlicher Betreuung, **Ciro Paone**, der aus der Stoffhandlung der Familie mehr machen wollte und eine Maßschneiderei gründete, hat es vorgelebt. Viele Schneider wollen den Massenmarkt mit Konfektionsware erobern. **Kiton**, benannt nach dem Chiton, dem Untergewand der alten Griechen, ist immer ein neapolitanischer Maßschneider geblieben. Noch heute wird in **Arzano** bei Neapel jeder einzelne Anzug von Hand genäht, ungefüttert, wie man es im Süden Italiens und inzwischen in der ganzen Welt liebt, und natürlich teuer, von 5000



## Das Maß vieler Dinge

Im Krisenmarkt Italien hält sich **Kiton** gut. Gründer-Tochter **Maria Giovanna Paone** baut mit ihrer Familie die Maßschneiderei aus Neapel sogar aus – und kleidet nun auch Frauen ein.

Von **Alfons Kaiser**, Foto **Helmut Fricke**

Euro an aufwärts. **Ciro Paone** arbeitete wie ein Besessener an seiner Marke und glaubte an die persönliche Beratung.

„Mein Vater war in aller Welt, aber nicht zu Hause“, sagt seine Tochter. „Ich war erst dann oft mit ihm zusammen, als ich mit 18 Jahren begann, in der Firma zu arbeiten.“ Der Chef war immer unterwegs, obwohl er keine Fremdsprache beherrschte. Weil er nicht so gerne flog, fuhr er seit den siebziger Jahren mit dem Auto die Läden

an, die seine Anzüge verkauften, fünf Jacken und Mäntel im Kofferraum.

Der Weg zur Globalisierung führte über den Brenner. Mit Hilfe des Münchner Händlers **Harry Breidt** erklärte er vielen deutschen Modeläden das Konzept der neapolitanischen Jacke. „Die Deutschen sind qualitätsbewusst und wollen die Dinge richtig erklärt haben“, sagt **Maria Giovanna**. Damals waren handgenähte Jacken nicht nur nicht bekannt, sie

Früher präsentierte **Gianfranco Ferré** unter diesem Glasdach seine Kollektionen. Nun ist das Stadtpalais an der **Via Pontaccio** in Mailand ein **Kiton**-Showroom. „Jeder war dagegen, dass wir es kaufen“, sagt **Maria Giovanna Paone**. „Wir hätten es auch mieten können. Aber dann würden wir uns hier nicht zu Hause fühlen.“

galten sogar als verdächtig. Denn man genoss gerade erst die Segnungen des Massenkonsums, der Serienfertigung, der zugänglichen Preise. Außerdem war das Ideal bis dahin der englische Anzug mit seinen vielen Einsätzen und Versteifungen.

„Er ließ die Männer die Jacken anziehen und hat sie alles fühlen und begreifen lassen“, erzählt die Tochter über die Mission des Vaters. Unterwegs fuhr er noch zu den Stoffherstellern in **Biella** und in **England** – nur zu den kleinen, denn die großen hätten den Mann mit den geringen Bestellmengen gar nicht erst beliefert.

„Für mich war mein Vater nur ein Mythos, also etwas, an das man glaubt, das man aber nie sieht“, sagt **Maria Giovanna Paone**. Und war er mal da, war er recht still. Umso mehr wunderte sich das Mädchen, in welchem hohen Ton die Geschäftspartner von ihm sprachen, wenn sie in Neapel zu Besuch waren. Mit elf Jahren wusste sie, dass sie im Familienunternehmen arbeiten würde. Als Jugendliche belegte sie Kurse in Buchführung. „Und wenn ich Sekretärin geworden wäre: Ich wollte unbedingt in die Firma.“

**Ciro Paone** machte ihren Einstieg von einer Bedingung abhängig: dass sie vorher Englisch lernte. Also sollte sie für ein Jahr nach London. Nach drei Monaten kam sie zurück, um endlich mitzuarbeiten. Als ihr Vater auf der **Pitti**-Messe in Florenz bemerkte, dass seine Tochter in der Fremdsprache noch stotterte, sagte er: „Du gehst zurück und kommst erst wieder, wenn Du auf Englisch träumst.“ Fast hätte sie sogar noch ein Jahr in Deutschland angehängt. Aber weil ihr Verlobter, auch er offenbar fordernd, sie vor die Wahl stellte, entschied sie: „Englisch reicht.“

Sie begann zur rechten Zeit. 1986 – die Firma hatte schon 150 Mitarbeiter – freuten sich immer mehr amerikanische und japanische Kunden, auf Englisch bedient zu werden. Sie nahm Bestellungen entgegen, war also oft bei den Schneidern, kümmerte sich um die Stoffbeschaffung, arbeitete in der Buchhaltung und fuhr mit ihrem Vater auf Stoffmessen. Er aber blieb stets kritisch und sagte öfters: „Du über setzt nicht das, was ich sage.“

Zufall oder nicht: Seitdem die Tochter im Geschäft war, erweiterte der Gründer die Produktpalette. Anfang der Neunziger begann er mit Krawatten, Ende der Neunziger mit Hemden. Outdoor-Jacken kamen hinzu, Strickwaren, Schuhe und vor zwei Jahren auch Taschen. Das muss man sich jedes Mal als einen Kraftakt vorstellen. Denn die Familie lässt solche Produkte nicht in Lizenz herstellen. „Dann könnten wir die Qualität nicht so gut kontrollieren, und man könnte es nicht so gut ändern oder personalisieren. Also mussten wir die Produktionsstätten selbst haben.“ Und das kostet Geld – und Zeit.

Ein anderes Projekt wäre darüber fast eingeschlafen: die Damenmode. Schon der Gründer verkaufte einst Blazer an Frauen.

Eine der frühen Kundinnen war **Jil Sander**, die **Kiton** in ihrem Hamburger Geschäft verkaufte. 1995 gab es eine erste größere Kollektion, die aber ein Desaster wurde: Sie verkaufte sich so gut, dass man mit der Lieferung nicht nachkam. So etwas nehmen Kunden übel.

Seit einigen Jahren ist **Maria Giovanna Paone** wieder am Thema. „Der Preis ist sehr hoch“, meint sie. „Und die Beratung muss besser sein als bei Männern.“ Kundinnen in Japan und Korea hätten positiv auf die aktuelle Kollektion reagiert. „Und bei unserem Pop-up-Store bei **Bergdorf Goodman** waren viele da – und wundern sich, dass wir auch Damen können.“

Jedenfalls sieht sie in dem Segment noch viele Wachstumschancen. Bisher macht die Damenmode nur einen einstelligen Millionen-Umsatz aus. Bei einem Gesamtumsatz von rund 120 Millionen Euro, der im vergangenen Jahr um sechs Prozent gewachsen ist und auch in diesem Jahr zulegen soll, sind das nicht einmal zehn Prozent. Diesen Prozentsatz kennt man auch von einem anderen Herrenschneider – nämlich von **Boss**, wo nach vielen Versuchen nun das Budget für das Damen-Segment schrumpft.

Einen Umsatz in dreistelliger Millionenhöhe, 52 eigene Läden, viele Produktionsstandorte und etwa 1000 Mitarbeiter: **Kiton** hat eine Größe erreicht, in der die Familie nicht mehr alles leisten kann. „Wir brauchen Manager“, sagt **Maria Giovanna Paone**. Das zeigt auch die frische Berufung von **Marco Pironi** zum Executive Vice President für Handel und Marketing.

Für die Zukunft der Marke sind die eigenen Kinder trotzdem und erst recht wichtig. **Maria Giovanna**s Tochter studiert Wirtschaft, der Sohn macht bald Abitur. Beide wollen in Zukunft einsteigen und müssen es wohl auch. Und weil es so viele Produktionsstätten gibt, darf der Nachwuchs nicht im Laden aushelfen, wie es zum Beispiel die Modefamilie **Ferragamo** hält. Nein, diese Kinder müssen zunächst einmal in die Produktion, erst dann dürfen sie auch in den Verkauf.

Nur wenn sie alles wissen, können sie sich wappnen gegen die Gier von Großkonzernen oder Privatinvestoren. Viele wollten schon einsteigen in die Firma und versprochen, dass alles beim Alten bleiben werde. „Aber wir glauben nicht daran“, sagt **Maria Giovanna Paone**. „Wir sind nicht Standard. Wir machen keine großen Gewinne, weil wir so viel investieren. Mit einem Partner wäre das schwierig.“ Die Familie muss also einfach weitermachen. ◀



Eine der ersten Kundinnen für **Kiton**-Damenmode war **Jil Sander**. Dann schloß das Thema ein. Den einstelligen Anteil der Frauenentwürfe am Gesamtumsatz will die Marke nun endlich ausbauen. An diesem Kleid aus der aktuellen Kollektion soll man erkennen, dass **Kiton** nicht nur Blazer kann.

# MYSTÈRE

Das Geheimnis edler Steine



## HOFACKER



Ende November wurde das neu gestaltete Münchner Geschäft an der **Falkenbergstraße** wiedereröffnet. Die Expansionsstrategie sieht weitere Läden in Deutschland vor – dem ersten Markt jenseits von Italien, den **Ciro Paone** in den siebziger Jahren zu erobern begann.

Auf der **Pitti**-Messe für Herrenmode in Florenz war **Kiton** lange nicht mehr – Maßschneidern behagt Konfektion nicht. Im Januar wird der Markenrücker **Ciro Paone** (im Bild) nun aber mit der Ausstellung „Due o tre cose che so di **Ciro**“ („Zwei oder drei Dinge, die ich über **Ciro** weiß“) geehrt. Kurator ist **Angelo Flaccavento**, der beste italienische Modekritiker. Für den Anlass werden die **Paone** wohl doch von Neapel nach Florenz reisen.

HOFACKER GmbH | Koblenz - Trier  
Koblenz 0261 12202 | Trier 0651 9120977  
www.goldschmiede-hofacker.de



Von links nach rechts: Perlenkette mit Schleife von Chanel, bunt bestickte Handtasche sowie spitze Same-Pumps mit Swarovski-Schnalle von Dior, gesteppte Tasche in Beige sowie sehr kurze Kostümjacke in Pink und Schwarz von Chanel, Clutch mit Fingergriff sowie Einhorn- und Schmetterlings-Stickerei von Alexander McQueen, Ugg-Boots in Blau, zwei Portemonnaies in Blutrot von Parmeggiani, Speedy Bag mit Race-Detail von Louis Vuitton, Skischuh in Schwarz von Dalbello, Strickpullover in Orange von Dior, 2.55-Bag als Jeanstasche von Chanel



SCHLOSS  
JETZT



Von links nach rechts: Handtasche in Schwarz mit rosafarbenem Fuchsschwanz von Versace, Strickmütze in Rosa und Hellblau von Antonia Zander, Kamera von Fujifilm für Michael Kors, Leoparden tasche mit Strasssteinen von Dolce & Gabbana, große Handtasche mit Rautenmuster sowie Ballerinas in Beige von Valentino, Sonnenbrille aus der Tommy-x-Gigi-Kollektion von Tommy Hilfiger, Kopfhörer in Rosa von Urbanears, Gesichtsmasken von Magicstripes, Sneaker mit Federn von Miu Miu, orangefarbene Yogamatte von Stella McCartney (zu bestellen bei Stylebop), Ballerinas mit Swarovski-Steinen von Jimmy Choo, Lederhandtasche mit breitem Nietengurt und klassischem Karomuster von Burberry, zwei Paar Babyschuhe von Michael Michael Kors, Pumps mit Leopardenmuster und Swarovski-Steinen von Dolce & Gabbana, Partykleid in Pink, Gold und Schwarz von Prada, Cowboystiefel aus Samt und Leder von Fay, schwarze Ledertasche mit roten Nähten von Tod's, Bluetooth-Lautsprecher von Marshall Headphones, Samtasche mit schwarzen Lederfransen von Ralph Lauren Collection, Minikleid mit weißer Stickerei und Federn von Michael Kors, Spitzen-BH von Eres, Wildleder-Clutch von Jimmy Choo

SCHLOSS  
JETZT



Von links nach rechts: Alle Teddybären aus der Weihnachtskollektion 2016 von Steiff, schwarzer Kinder-Smoking mit Weste und Hemd von Dolce & Gabbana, Box mit Farbstiften von Karl Lagerfeld und Faber-Castell, Mini-Handtasche in Rot von Saint Laurent, Quitschente in der Kugel zum Baden, Holzrakete, Jogginghose, Holzgitarre sowie Holz-Nashorn mit Rädern zum Ziehen von Smallable, Strickjacke in Blau mit gelben Teddybären von Gucci, Strickmütze in Rosa von Lala Berlin, Sneaker mit grauem Fell von Kennel & Schmenger, Karo-Minirock in Dunkelgrün von Vetements, Kinder-Pulli mit Karo-Flicken an den Ellenbogen sowie Schal mit Karos und roten Herzen von Burberry, Kuschelbär in Rosa von Agnona, Handtasche mit bunten Steinen von Dolce & Gabbana, Roboter-Schlüsselanhänger von Prada, Pralinen-Box von T'a Milano

SCHLOSS  
JETZT



Reisetroley mit integriertem elektronischem Ticket, mit dem man den Koffer von zu Hause aus einchecken kann, von Rimowa, Schlafhemd mit klassischem Karo von Burberry, Schlafmasken aus Seide von F.R.S. For Restless Sleepers, Katzenbroche von Chanel, Oolong-Tee von Von Rippel, Sandalen mit braunem Fell von Max Mara, Reisewecker von Chopard, Herren-Slipper mit Fell und Horsebit-Detail von Gucci, Aktenmappe in Braun aus Leder von Bally, Zahnpasta-Set für die Reise von Marvis, Schminktaste aus Nylon in Rot und Weiß von Dolce & Gabbana, Etui mit Reisepinseln sowie Lippenstifte im Reiseset von Bobby Brown, Reiseset für Vielflieger mit Kaschmir-Schlafmaske, beigefarbenen Kaschmir-Strümpfen und Nackenrollen-Überzug zum Fliegen von Acéré, Geldspange aus Silber von Patrick Muff, Bauchtasche in Schwarz mit Nieten von Versace, Handtasche mit schwarzem Crossbody-Gurt von Prada, Lautsprecher in Moosgrün sowie Kopfhörer von B&O, Reise-Portemonnaie in Rot von Valextra

# SCHLOSS JETZT



Die Strecke wurde am 25. Oktober im Venezianischen Zimmer von Schloss Leopoldskron fotografiert, dem Schloss aus dem 18. Jahrhundert im Salzburger Stadtteil Riedenburg.

Styling-Assistenz: Ava-Anastasia Schmidt

Rennanzug in Babyblau von Mille Amici, zwei Feuerzeuge in Rot und Grün von S.T. Dupont, silbernes Taschenmesser von Victorinox, Day-Date-Uhr mit grünem Zifferblatt und Lederband sowie Lünette in Gelbgold von Rolex, Action-Kamera Virb Ultra 30 von Garmin, Uhr mit grünem Lederband von Jaeger-LeCoultre, Schminktastui mit Lidschatten von Tom Ford, Parfum Boy von Chanel, dünne Goldkette von Saskia Diez, Kette in Gelbgold mit Diamantenkreisen sowie Uhr mit Lünette aus Diamanten von Piaget, Tasche in Rot aus Velourleder mit YSL-Logoverschluss von Saint Laurent, Ohrhinge in Korallenform mit Diamanten sowie Rosenblütenring aus Diamanten von Cada, Ohrhinge aus Weißgold in Herzform von Chopard, Armband aus grünen Diamanten von Pomellato, Diamantanhänger in Schlüsselform von Tiffany & Co., lange Kette aus Gelbgold und Onyx von Cartier, Ohrhinge mit Schlangenköpfen von Bulgari, Ohrhinge aus Turmalin Amethyst Beryll von Sévigné, Diamant-Uhr von Bulgari, Lippenstift Rouge Allure 247 von Chanel, Armreif mit Diamantherz von Vahina Tahiri



# „Es ist besser gut als nett zu sein“

Jake Gyllenhaal über den Film „Nocturnal Animals“, seine Kindheit als Schauspieler-Sohn, seinen Widerstand gegen Heldenrollen und das Studium des Buddhismus

*Herr Gyllenhaal, haben Sie vor Ihrem ersten Treffen mit Tom Ford lange überlegt, was Sie anziehen?*

Das war mir vollkommen egal. Ich möchte als Schauspieler gar nicht erst Teil dieser Art von Diskussion sein.

*Welcher Art von Diskussion?*

Ich will nicht über Mode sprechen. Ich glaube an Eleganz und Grazie. Und natürlich kann man in der Mode Schönheit finden. Sie ist ein Teil dessen, wie wir uns kulturell im Lauf der Jahrhunderte definiert haben. Das finde ich interessant. Wenn Ästhetik allerdings zur Obsession wird, habe ich ein Problem. Sich darüber Sorgen zu machen, was Menschen von mir auf Basis meiner Kleidung denken könnten und mich deswegen einer bestimmten Mode anzupassen, das ist mein ultimativer Albtraum.

*Sie leben aber auch nicht gerade einen uneleganten Protest gegen das Diktat der Mode ...*

Ich bin da nicht ganz autonom, das gebe ich zu. Ich kann mich nicht ganz frei davon machen. Und trotzdem gehe ich permanent dagegen an. Ich frage mich: Was bin ich, was macht mir Freude? Wenn ich Freude empfinde, kann ich anderen Menschen Freude machen. Am meisten respektiere ich diejenigen, die dazu stehen, wer sie sind. Dazu muss man heutzutage mutig sein. Eigentlich traurig. Wir sollten in einer Welt leben, in der es einfach ist, sein eigentliches Wesen zu leben.

*Laut Regisseur Tom Ford geht es in Ihrem neuen Film „Nocturnal Animals“ darum, wie wir, unabhängig von Erwartungen anderer, werden, wer wir sind. Woher nehmen Sie das Selbstbewusstsein, Ihren eigenen Weg zu gehen?*

Das schöpfe ich immer wieder aus dem Bewusstsein, irgendwann zu sterben. Alles was wir tun, gut oder böse, hat Konsequenzen. Es gibt da dieses Zitat aus der Bibel, sinngemäß lautet es: Manchmal ist Eigeninteresse das Selbstloseste, was man tun kann.

*Wie interpretieren Sie das?*

Wenn man sich selbst kennt, kann man der Welt helfen. Letztlich ist es das Einzige, was wir tun können. Wir müssen Verantwortung für uns übernehmen, mehr über uns lernen. Wenn ich mich mit jemandem streite, mache ich auch immer gern den anderen dafür verantwortlich. Wenn ich aber genauer darüber nachdenke, wird mir klar, dass ich den anderen nicht verändern kann. Ich kann nur Verantwortung für mein Leben übernehmen. Das ist in der Regel der schwie-

rigere Weg, sich mit mir auseinanderzusetzen. Aber das ist für mich der einzige Weg, um glücklich zu sein.

*Sind Sie glücklich?*

Ich habe mir vorgenommen, auf diese Weise zu leben. Und ehrlich gesagt gelingt es mir nicht immer besonders gut. Das heißt nicht, dass ich aufhöre zu suchen. Manchmal bin ich glücklich. Aber das ist ja kein konstanter Zustand. Ich muss das Glück immer wieder in mir finden. Wenn ich es von anderen Menschen oder Dingen erwarte, wird es nichts.

*Ist die permanente Suche einfacher, weil sie Teil Ihrer Arbeit als Schauspieler ist?*

Genau deswegen liebe ich diesen Beruf so sehr. Er erlaubt mir, auch die dunkelsten Seiten in mir zu suchen und zu durchleben. Ich wünsche mir zum Beispiel nichts weniger, als der Mann zu sein, den ich in „Nocturnal Animals“ spiele.

*Welche Ihrer Rollen wären Sie denn lieber?*

Ich wäre lieber jemand wie der Boxer, den ich in „Southpaw“ gespielt habe. Jemand, der sich verteidigen kann und so tut, als sei er stärker, als er wirklich ist. Für „Nocturnal Animals“ musste ich mich ausführlich mit meinen Schwächen und meiner Verwundbarkeit beschäftigen. Ich musste mir dieselben Fragen stellen, die er sich stellt: Was bedeutet es, ein Mann zu sein? Bist du schwach, weil du ein verletzlicher, sensibler Mann bist? Warum ist es so wichtig für uns, als Mann den knallharten Typen zu geben? Und warum zeigen wir in unseren Filmen immer nur Männer, die stark sind und zurückschlagen?

*Zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?*

Wir haben in unserer Gesellschaft ein eng begrenztes Bild des Mannes. Es war

spannend, für diese Rolle loszulassen, nicht die Kontrolle zu haben, schwach zu sein. Ich wollte wissen, wie sich das anfühlt.

*Wie fühlt es sich an?*

Meine Frau und meine Tochter werden vor meinen Augen misshandelt, und ich darf mich nicht wehren. Tom wollte, dass ich immer noch passiver spiele. Es war manchmal frustrierend. Aber irgendwie auf wunderbare Weise frustrierend.

*Warum haben Sie sich der Rolle des klassischen Hollywood-Stars immer verweigert? Sie hätten viel mehr Geld als Hauptdarsteller in Blockbustern verdienen können, als sich selbst im Independent-Kino zu verwirklichen.*

Ich war nie auf derselben Wellenlänge mit den Menschen, die diese Art von Kino machen. Und ehrlich gesagt habe ich mich gar nicht verweigert. Ich habe es sogar versucht. Aber die Chemie hat nie gestimmt. Und Arbeitszeit ist immer Lebenszeit. Ich will auch bei der Arbeit glücklich sein. Natürlich könnte man das Geld mitnehmen und mit dem Film unglücklich sein. Aber so tickte ich nicht. Wir akzeptieren ja diesen Zustand einfach als Teil unseres Lebens. Aber ich will nicht unglücklich sein. Ich bin ja nicht verheiratet, aber ich höre immer: Ehe ist eine schwierige Angelegenheit, ein ständiger Kampf. Das verstehe ich nicht. Ich dachte, die Ehe sollte etwas Schönes sein.

*Sie wären zweimal beinahe Superheld geworden: Sie sollten erst Spider-Man und dann Batman spielen. Die Rolle hat dann immer ein Anderer bekommen. War das aus heutiger Sicht eine glückliche Fügung? Was ist wirklich bereue, sind falsche Entscheidungen und Dinge, die in*

meinem Privatleben nicht so gelaufen sind, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Was meine Arbeit angeht, bereue ich nichts. Ich hatte viel Erfolg, und dafür bin ich dankbar. Damals war ich natürlich traurig darüber. Du kniest dich in die Geschichte rein, willst die Rolle unbedingt, und dann klappt es nicht. Andererseits hätten mich die Rollen festgelegt und auf Jahre verpflichtet. Und so hatte ich die Chance auf eine andere Karriere. Auch da hatte ich eigentlich Glück: Zwei der besten und talentiertesten Regisseure, Sam Raimi und Christopher Nolan, haben erkannt, dass ich nicht der Richtige für diese Rollen bin. Sie haben mir einen Gefallen getan.

*Ihre Eltern arbeiten beide im Filmgeschäft und wollten verhindern, dass Sie eines dieser verwöhnten Hollywood-Kinder werden. Haben Sie damals wirklich gern ehrenamtlich im Obdachlosen-Heim gearbeitet?*

Ich habe immer gern gearbeitet. Ich war schon als Kind randvoll mit Ehrgeiz und Energie. Mein Taschengeld musste ich selbst verdienen. Ich erinnere mich, dass ich in den Sommerferien immer zwei Jobs hatte, um meine Kasse aufzufüllen. Mir hat das Spaß gemacht. Irgendwann kam natürlich die Phase, in der ich etwas genervt war. Welcher Zwölfjährige arbeitet gern ehrenamtlich? Komischerweise habe ich mich gegen viele Dinge, die meine Eltern von mir wollten, erst mal mit Händen und Füßen gewehrt. Später fand ich sie dann gut.

*Zum Beispiel?*

Mein Vater dachte, es wäre gut für mich, Fußball zu spielen. Als er mich zum Training fuhr, schrie und heulte ich auf der ganzen Strecke. Ich wollte zu Hause bleiben. Und dann wurde Fußball für zehn Jahre mein Lieblingssport. Meine Eltern mussten mich in bestimmte Richtungen erst mal schubsen. Und eigentlich machen sie das immer noch. Meine Familie besteht aus lauter handfesten Charakteren. Wir waren und sind das Gegenteil eines Hollywood-Glamour-Haushalts. Filme zu machen ist harte Arbeit. Dass überhaupt ein Film fertig wird, ist immer wieder ein Wunder, weil es eigentlich unmöglich ist. Das haben meine Eltern mir von Anfang an gezeigt.

*Sie haben Ihren Beruf ohne falsche Erwartungen ergriffen?*

Ich habe gesehen, wie schwer es meine Eltern oft hatten und wie brutal dieses Geschäft sein kann. Jede Branche kann schwierig sein. Aber das Unterhaltungsgeschäft ist besonders brutal. Im Lauf der Zeit habe ich mich dann durch meine

Jacob „Jake“ Gyllenhaal, Sohn des Regisseurs Stephen Gyllenhaal und der Produzentin Naomi Foner, wird am 19. Dezember 36 Jahre alt. Der Schauspieler wurde durch Filme wie „Donnie Darko“ (2001), „Jarhead“ (2005), „Prince of Persia“ (2010) und „Nightcrawler“ (2014) bekannt. Vom 22. Dezember an ist er in „Nocturnal Animals“ in den deutschen Kinos zu sehen.

FOTOS: AF: COURTESY GILBERT/IMAGES/PATRICK FOLIOLE/PARIS MATCH

eigenen Ressentiments gearbeitet. Jeder hält sich im Vergleich zum Rest der Welt für unglaublich wichtig. Natürlich ist die Filmbranche eines der mächtigsten Mittel der Kommunikation. Aber ich bin ständig entsetzt, wie Menschen sich in diesem Beruf behandeln. Ich bin damit aufgewachsen, ich hatte keine Illusionen, sondern habe dieses Geschäft gesehen, wie es ist, das Gute und das Schlechte.

*Sie zitieren die Bibel und sind auch vom Buddhismus beeinflusst. Was regt Sie zu Ihren Gedanken über Ihr Leben an?*

Als Schauspieler bin ich auf der Suche nach Dingen, die sich wahr und ehrlich anfühlen. So definiere ich meinen Job. Das ist die Ware, mit der ich handle. Darin liegt eine gewisse Ironie. Denn man sieht Schauspieler in der Regel als Menschen, die nur so tun als ob, die etwas imitieren oder nachmachen. Aber das ist falsch. Ich will etwas Echtes finden. Ich glaube zum Beispiel, es ist besser, gut zu sein als nett. Deswegen versuche ich in anderen Menschen immer das Gute zu entdecken. Buddhismus habe ich auf dem College studiert. Die Bibel ist ein wunderschönes Buch, voller Geschichten, Metaphern und Weisheit. Aber ich finde die Inspiration überall. Man muss nur mit offenen Augen durchs Leben gehen.

*Sie haben fernöstliche Religion und Philosophie studiert. Was hatten Sie damit vor?*

Als ich damals an der Columbia University in New York angenommen wurde, gab es da noch keine Abteilung für Darstellende Kunst. Ich wusste also erst mal nicht so recht, was ich da machen sollte. Und ich hatte Schwierigkeiten, mein abstraktes Denken mit institutionalisiertem Lernen zu verbinden. Wahrscheinlich kämpfte ich mich damit ab, erwachsen zu werden. Dann entdeckte ich den Buddhismus. Und als ich sah, dass es einen Studiengang dazu gab, war ich dabei.

*Sie wollten buddhistischer Mönch werden?*

So unwahrscheinlich wäre das nicht gewesen. Aber ich hatte eigentlich kein richtiges Ziel. Ich fand das Konzept faszinierend, besonders Tibet. Die Tibeter waren einmal eines der dominantesten Völker der Welt. Sie sind für Genozid verantwortlich und haben Chinesen unterdrückt. Und dann wurde Tibet zu einem spirituell geführten Land, ohne Armee und mit dem Dalai Lama als geistigem Führer. Eine unglaubliche kulturelle Revolution. Diese Idee wurde für mich beinahe zur Obsession.

*Die Fragen stellte Christian Aust.*



Nächtliche Tiere: Jake Gyllenhaal (Mitte) und Michael Shannon (rechts) in „Nocturnal Animals“



# NUSSKNACKER & MAUSEKÖNIG



Das Märchen von E.T.A. Hoffmann wurde 1816 zu Weihnachten veröffentlicht. Nach 200 Jahren ist es noch immer lebendig – im Ballett, in Filmen und in den Bildern, die wir hier erstmals veröffentlichen.

Von Tilman Spreckelsen

Illustrationen  
Sabine Friedrichson

Einfach zu verstehen ist Hoffmanns Märchen nicht. Umso wichtiger, dass es bildstark illustriert wird.



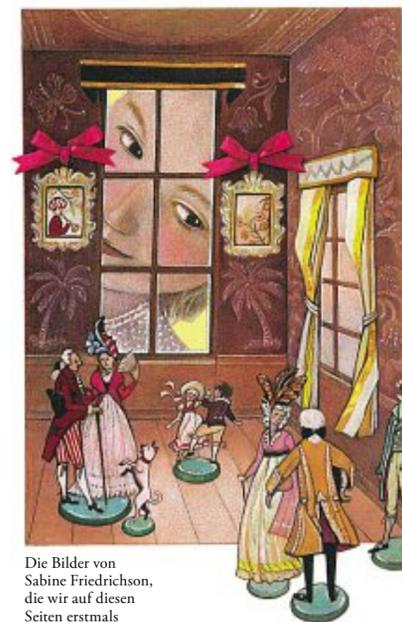
Eltern sind immer dankbar, wenn man ihren Kindern Gutes tut. Auch der Berliner Verleger Julius Eduard Hitzig hatte ein Elefantengedächtnis dafür, wie sein Freund, der Schriftsteller und Komponist Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, einst den Hitzig-Sprösslingen einen Vorgeschmack auf den lang ersehnten Besuch der Oper „Undine“ gab, deren Musik Hoffmann komponiert hatte und die 1816 im Berliner Schauspielhaus am Gendarmenmarkt aufgeführt werden sollte. Hoffmann also, schreibt Hitzig viel später in seinen Erinnerungen an den verstorbenen Freund, „malte ihnen zum Weihnachtsabend mit der größten Sorgfalt die Burg Ringstetten, baute sie ihnen auf und erleuchtete sie prachtvoll von innen“.

Auf Ringstetten leben in der Oper der Ritter Huldbrand mit seiner Frau, der reizenden Flussnymphe Undine. Jeder kannte damals das Märchen, das Hitzigs und Hoffmanns gemeinsamer Freund Friedrich de la Motte Fouqué geschrieben hatte. Aber ob Hoffmanns Geschenk, die beleuchtete Ringstetten-Kulisse, an jenem Weihnachtsfest wirklich so gut bei den Kindern Friedrich und Marie Hitzig ankam, ist die Frage. Es gibt nämlich noch eine andere Quelle, die davon berichtet, wie ihnen zu Weihnachten ein Miniaturschloss beschert wird, „mit vielen Spiegelfenstern und goldnen Türmen. Ein Glockenspiel ließ sich hören, Türen und Fenster gingen auf, und man sah, wie sehr kleine aber zierliche Herren und Damen mit Federhüten und langen Schleppekleidern in den Sälen herumspazierten. In dem Mittelsaal, der ganz in Feuer zu stehen schien – so viel Lichterchen brannten an silbernen Kronleuchtern –, tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenspiel.“

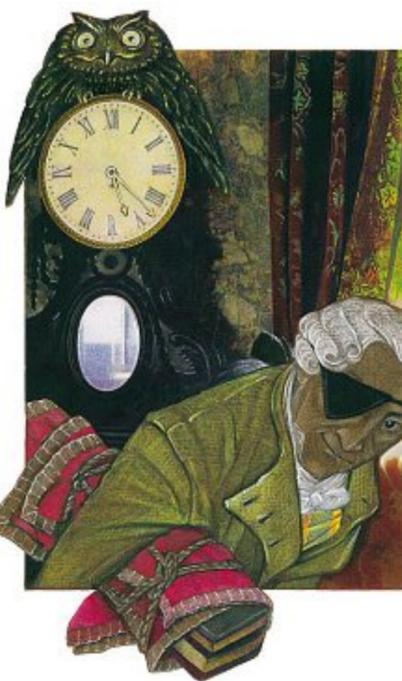
Der kleine Fritz aber, der erst ganz begeistert von dem Kunstwerk ist, möchte dann gern ins Schloss hineingehen oder wenigstens sehen, dass sich die Figuren einmal anders bewegen als in den ewigen Wiederholungen, die ihnen die Mechanik vorschreibt. Der Erbauer und Schenker der Schlosses wird unwillig, und als der Junge endlich einsieht, dass alles so läuft, wie es eben läuft, hat auch er keine Lust mehr und spielt lieber mit den Soldaten, die er zu Weihnachten bekommen hat.

Doch diese Geschichte hat nicht Hitzig, sondern Hoffmann selbst überliefert, und zwar in dem Märchen „Nussknacker und Mausekönig“, das er vor 200 Jahren, zu Weihnachten 1816, erstmals veröffentlichte. Es erschien in dem Bändchen „Kinder-Mährchen“, das





Die Bilder von Sabine Friedrichson, die wir auf diesen Seiten erstmals in einer Auswahl veröffentlichen, werden 2017 im Verlag Jacoby & Stuart erscheinen.



# NUSSKNACKER & MAUSEKÖNIG

der Berliner Verleger Reimer herausgab – mit zwei weiteren Texten von Friedrich de la Motte Fouqué und Karl Wilhelm Salice-Contessa, die längst vergessen sind.

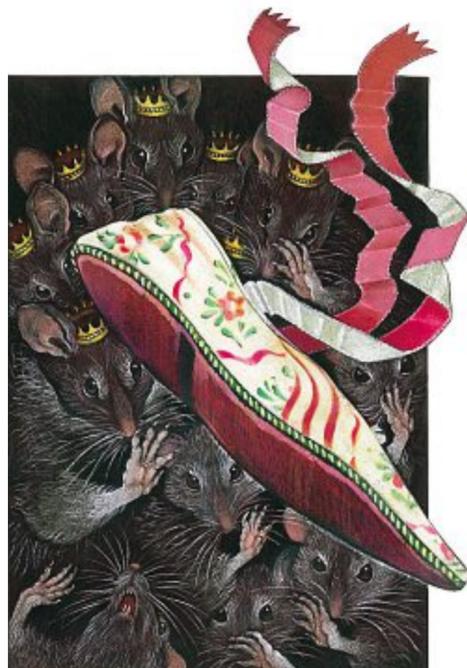
Ganz anders Hoffmanns „Nussknacker“. Schon in der Adaption durch Pjotr Iljitsch Tschairowski in dem Ballett „Der Nussknacker“ ist Hoffmanns Märchen auf den Bühnen präsent. Zudem wurde der Stoff mehrfach verfilmt, gerade in jüngster Zeit. Und schließlich gibt es eine Reihe von Bilderbuchfassungen, als jüngste die Bilder der Hamburger Illustratorin Sabine Friedrichson, die wir auf diesen Seiten erstmals in einer Auswahl veröffentlichen.

Einfache Kost ist Hoffmanns Märchen nicht. Es ist einerseits fest in der Gegenwart seiner Entstehungszeit angesiedelt, beschreibt etwa einen bürgerlichen Haushalt und die traditionelle Weihnachtsfeier einer Familie wie der Hitzigs. Andererseits geht besonders in der Perspektive der kleinen Marie die Realität mit einer magisch verfremdeten Traumwelt eine enge Verbindung ein. Wie auch in Hoffmanns Erzählung „Der goldene Topf“ und vielen weiteren Texten des Autors geht es ins andere über. Am verwirrendsten sind die Spuren, die das märchenhafte Geschehen in der Realität hinterlässt, so dass niemals die eine Ebene über die andere die Oberhand gewinnt.

Da ist etwa der Nussknacker, eine schöne, gedrechselte und bemalte Figur, die Marie am Weihnachtsabend sofort liebgewinnt. Bald darauf erwacht er zum Leben, führt die Soldaten, die Fritz zum Fest bekommen hat, in die Schlacht gegen die plötzlich auftauchenden Mäuse und unterliegt diesen. Marie, die schreckensstarr dabei zusehen hatte, wirft ihren Pantoffel nach dem Mausekönig und rettet so den Nussknacker, verletzt sich aber am Glasschrank und ist einige Tage ans Bett gefesselt.

In dieser Zeit bekommt sie nicht nur Besuch vom Mausekönig, der sie erpresst und um einen Teil ihrer Weihnachtsgeschenke bringt, sondern auch von ihrem Paten, dem Juristen und Mechaniker Drosselmeier. Er erzählt ihr in Abschnitten das „Märchen von der harten Nuss“, die Vorgeschichte zum Kampf zwischen dem Mausekönig und dem Nussknacker, der eigentlich ein verzauberter junger Mann ist. Am Ende besiegt er die Mäuse, kurz darauf aber kommt Drosselmeier mit seinem Neffen zu Besuch, der sich in einem unbeobachteten Moment vor Marie als der erlöste Nussknacker offenbart und ihr seine Dankbarkeit und Liebe gesteht.

Hatte sie also recht gehabt, als sie den Nussknacker als lebendig angesehen hatte und dafür verlacht worden war? Waren sie Wesen mit Verstand und Gefühl, all die kleinen Soldaten, die Puppen, sogar die Lebkuchensoldaten? Und hatte ihr Bruder Fritz nicht auch zu Recht von den mechanischen Figuren in Drosselmeiers künstlichem Schloss eigenmächtige Schritte verlangt, Bewegungen, die aus der Reihe fallen? All das gibt es in Hoffmanns Werk ja sonst auch, aber es gibt eben auch das andere: die Illusion der Lebendigkeit, den verblendeten Blick auf die Automatenfrau Olimpia etwa, die mit ihrem gehauchten „Ach!“ alle jungen Männer der Stadt in den Liebeswahnsinn treibt, den großen Betrug, der uns das Mensch-

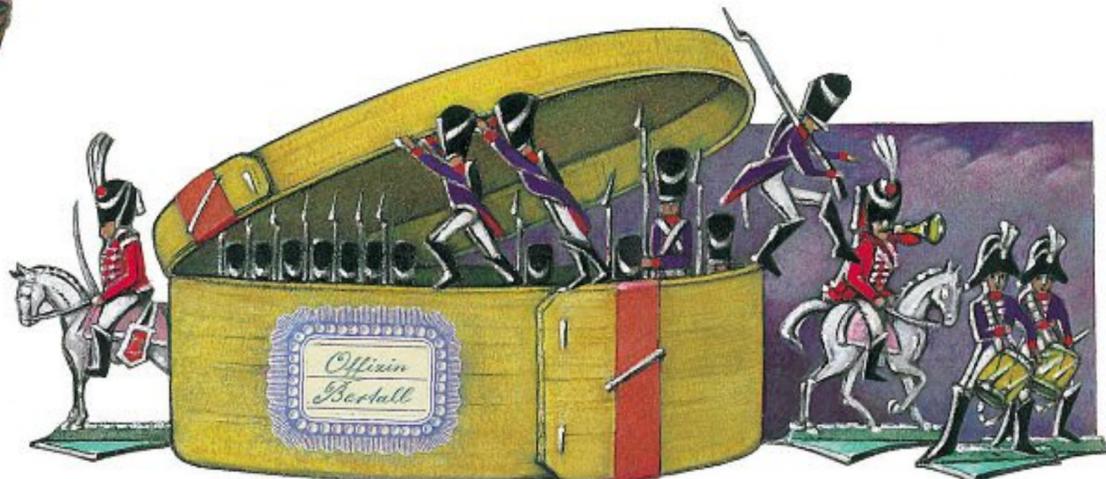


liche als künstlich ansehen lässt und das künstlich Zusammengeschraubte als menschlich.

Natürlich weiß Hoffmanns Erzähler das, natürlich genießt er unsere Unsicherheit darüber, was da gerade vor unseren Augen passiert oder was wir mit den Augen der wundersamerweise überhaupt nicht zweifelnden Marie sehen. (Immerhin: Ihr Bruder Fritz glaubt ihr und bestraft, nach ihrer Schilderung der verlorenen Schlacht, seine neuen Soldaten, denen er Feigheit vorwirft.) Und wenn man glaubt, diesen Erzähler endlich zu fassen, entzieht er sich graziös unseren Erwartungen: Einmal schildert er den nächtlichen Besuch des erlösten einstigen Nussknackers, der sich nun als Prinz in einem Reich aus Zuckerwerk offenbart, es wird gelacht und getanzt, und wenig später findet sich Marie aufwachend in ihrem Bett wieder. „Du merkst es wohl, versammeltes, höchst geehrtes Publikum“, so setzt der Erzähler an, und während wir noch denken: „natürlich merken wir, dass das ein Traum war“, berichtet der Erzähler, dass Marie von ihren Gespielern im Schloss behutsam nach Hause getragen wurde – kein Traum also, alles genau so, wie Marie das sah.

Nur ein Märchen, so beruhigt uns der Untertitel dann doch, nur eine Geschichte für Kinder, zur Unterhaltung. Doch wenn etwas unsere Sicherheit darüber, was echt ist und was erfunden, nachhaltig erschüttern kann, dann dieses Spiel, in dem hinter jeder Wendung eine neue Perspektive lauert und alles in anderem Licht erscheint.

Hitzigs Kinder jedenfalls sollen sich gefreut haben, als „Nussknacker und Mausekönig“ erschienen war, mit ihren Namen und einem bisschen von ihren Persönlichkeiten; Hoffmann nahm das Märchen dann noch in sein poetisches Großprojekt „Die Serapionsbrüder“ auf. Friedrich Hitzig ging später nicht zum Militär, sondern wurde Architekt und starb 1881 in Berlin. Seine Schwester Marie aber, die dem so tapferen und wundergläubigen Mädchen im Märchen als Vorbild diente, wurde nicht alt. Sie starb schon 1822, im selben Jahr wie E.T.A. Hoffmann.



MOOD →



Klar lässt es sich vor einem Rothko wunderbar meditieren. Aber mit einem Moosbild an der Wand (Rosemarie Schulz) kann man auch noch ruhig schlafen.

Oder nichtoderdoch entwirft Sprüchepostkarten und Backzubehör – und klärt nebenbei die Besitzverhältnisse von Plätzchen.



Das Kokosnusswasser von Foodspring ist eine Erwähnung wert. Denn es ist eines der wenigen, das in Deutschland im Tetra-Pak verkauft wird und trotzdem gut schmeckt.



Wenn die Pantoffeln von Vale bequem sind, dann liegt das vor allem an dem Walkfilz. Und natürlich an diesen Händen, die ihn formen.

## STRECKEN UND DEHNEN

Mal kurz angenommen, es gäbe keine Atem-Retreats, in denen man total emotionale Momente erlebt, und Faszien-Kurse, um das Innere des Körpers so stielecht zu stärken wie das Äußere, dann wäre das simple Aufwärmen eigentlich eine schöne Art von Bewegung. Denken sich jetzt auch jene, die sich gerade noch ihrem Bindegewebe gewidmet oder mal wieder richtig Luft geholt haben – und lassen das Stretching hochleben. An der West- und der Ostküste der Vereinigten Staaten sind die Stretching-Kurse jedenfalls schon gut gebucht, und auch hierzulande geht es jetzt richtig los in Sachen Strecken und Dehnen, im ewigen Kampf gegen zu dick geratene Muskeln.



Das Verb kuratieren ist längst zum Unwort verkommen. Da kann man es gut benutzen, um das Sammeln von Tulpenzwiebeln zu beschreiben. The Golden Rabbit, der Online-Shop für Gartenbedarf, arbeitet nun auch mit einer Kuratorin zusammen.

Die Stehleuchte von Louis Poulsen wird 90 Jahre alt. Wenn ein Klassiker in Zeiten wie diesen Jubiläum feiert, dann kommt er um eine Kupferummantelung kaum herum.



# OTO

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Die Playbrush ist nicht nur eine Zahnbürste, man kann mit ihr auch zocken. Wenn das iPhone in der Nähe ist, wird sie während des Drei-Minuten-Putzens zum Gamecontroller.



Lady Anne von KnIndustrie sieht nach 18. Jahrhundert aus. Aber sie funktioniert sogar auf dem Induktionsherd.

## KUGELSICHER

Ein Mixer ist nicht nur gut, um Gemüse so zu zerhackstücken, dass daraus ein grüner Saft wird. Ein Mixer kriegt auch den Kaffee so hin, dass er für etwas steht, also Bulletproof wird. Einfach den Kaffee nach herkömmlicher Methode aufbrühen, in den Mixer mit einem Esslöffel Butter geben und auf Start drücken. Nach gut 20 Sekunden hat man einen Kaffee, der schaumig ist und (angeblich) vor Heißhunger bewahrt.



Leider hat das Partykleid ja dann Hochsaison, wenn es draußen ungemütlich ist. Also jetzt. Der Umhang von Talitha wird da zum guten Freund.



Mit diesem Teppich (Mooi) möchte man am liebsten digital kommunizieren. Er spricht nämlich auch in Emojis.

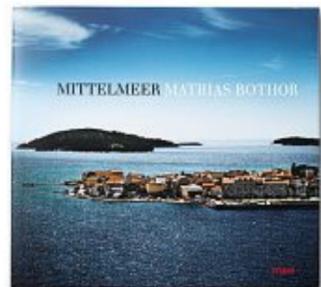
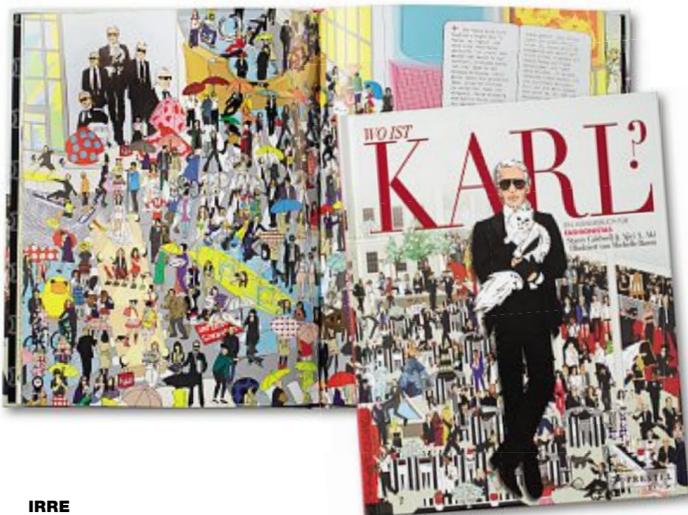
MUT →



**MENSCHLICH**  
Blonde lange Haare, schwarz umrandete Augen, ernster Blick. So kennt man Donatella Versace. Doch der opulente Bildband über ihr Leben (Versace, Rizzoli New York, 71,99 Euro) zeigt auch die private Seite der Frau, die als kleine Schwester ihrem genialen Bruder Gianni beistand, bevor sie nach dessen Tod selbst zum Gesicht der Modemarke wurde. Wie sie in den Neunzigern mit ihrem Sohn im Wasser spielt oder ihre schlafende Tochter in den Armen hält – menschliche Momente diesseits der glänzenden Fassade. (ipp.)

**RÄTSELHAFT**

Ein Wimmelbuch für Modfans? Ist das nicht, als bäte man Anna Wintour, im Märchenstück in der ersten Reihe zu sitzen? Nicht, wenn es so witzig gemacht ist wie dieses Büchlein von Stacey Caldwell und Ajiri A. Aki (Wo ist Karl? Ein Wimmelbuch für Fashionistas, Prestel, 12,95 Euro). Karl inmitten von Art-Groupies bei der Kunstmesse, Karl in einem Riesenaquarium bei der Modewoche in Paris, Karl zwischen Rennautos beim Grand Prix in Monte Carlo – unüberschaubar und doch nicht leicht zu erkennen. Wie im wirklichen Leben. (ipp.)



**AMBIVALENT**  
Mehr Menschen als Meer bildet dieses Buch ab, das etwas zu gelackt daherkommt (Mathias Bothor: Mittelmeer. Herausgegeben von Nikolaus Gelpke. Mare, 58 Euro). Die Bewohner wecken Interesse an Land und Leuten, die Fotos wirken jedoch trotz der Qualität zuweilen gestellt. Die Ambivalenz des Mittelmeers, das schön in der Sonne funkelt und gleichzeitig zum Symbol einer humanitären Katastrophe wurde, ist trotz nostalgischem Fernweh nicht mehr zudenken. (hbt.)

**IRRE**

Durchgeknallt, stüchtig, hinreißend: Die Bilder des jungen David Bowie anzuschauen lässt das Herz höher schlagen (Mick Rock: The Rise of David Bowie 1972-1973, Taschen, 59,99 Euro). Die rot gefärbten Haare, das transparent-makellose Gesicht, die ungleichen Pupillen: von einem anderen Stern. Seine Kleidung: irre. Die Fotos sind phantastisch wie die Musik, die uns einst wegtrug in eine andere Welt, die nun nicht mehr ist. Ground Control to Major Tom ... (hbt.)



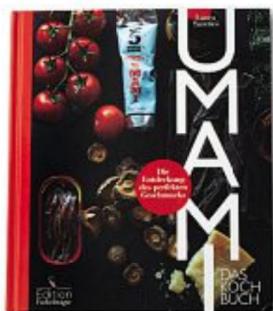
**BRITISCH**  
Lemon Curd, Apfel-Zimt-Crumble, Cupcakes: Die Desserts der Briten sind besser als ihr Ruf. Nach der Lektüre von „Königlich und köstlich“ weiß man: Das gilt auch für die Hauptspeisen. Zum Beispiel Ratatouille mit Thunfisch oder Mangold-Ziegenkäse-Tarte. Klingt nicht britisch? Nun ja, die Köchin und Autorin kommt aus Südafrika, kochte aber für Prinz Charles. (ffe.)



**BROTLOS**  
Ziemlich deppert ist das Projekt der „Wild Bakers“, die ihre begrenzte Kunst in alberner Buchaufmachung demonstrieren (Johannes Hirth/Jörg Schmid: Wild Bakers. Gräfe und Unzer, 19,99 Euro). Die Bäcker finden Fougasse mit grünem Pesto und Pinienkernen „persönlich besonders geil“. Das Talent zur Food-Fotografie samt gescheiter Betextung ist leider nicht jedem gegeben. (hbt.)



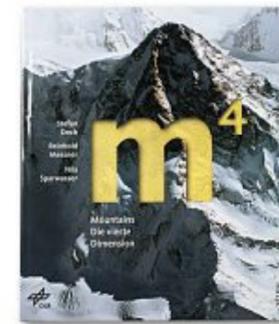
**GANZHEITLICH**  
Unter den Großen in der Mode ist er einer der Größten. Issey Miyake steckte David Bowie in seine extravagantesten Anzüge und lieferte dem Apple-Gründer Steve Jobs seine schwarzen Rollkragenpullover; er arbeitete sein Leben lang mit alten Webtechniken und neuen Stilen. Nun liegt das Gesamtwerk des japanischen Designers in einem schwergewichtigen Bildband (Taschen, 49,99 Euro) vor. Wie sagt man? Pleats please! (fib.)



**HERZHAFT**  
Schon das Wort Umami ist gerade in aller Munde, der Geschmack sowieso. Herzhaft ist überall. Woher aber weiß man, dass man ein Umami-Typ ist? Wenn man beim Lesen von Rezepten wie Pecorinolamm, Kirchererbensalat mit Calamari und Chorizo (Umami, Edition Fackelträger, 25 Euro) gleich Appetit bekommt. (jwi.)



**JÄHRLICH**  
Kein Jahr ohne einen neuen Band von Dior. 2014 war es „Dior New Couture“, 2015 „Dior Zeitlose Eleganz“, und jetzt geht es richtig los. Das siebzigste Jubiläum des Gründungsjahres feiert Dior mit gleich zwei Bänden. In „Dior“ (Assouline, 200 Euro) begibt man sich auf eine Zeitreise; am Anfang geht es um Monsieur Dior bei der Anprobe, am Ende um das Fitting von heute. Dazwischen liegen genug Meilensteine: der New Look, Dovima mit den Elefanten, Yves Saint Laurent, John Galiano. Auch 2017 dürfte es Zeit für einen neuen Dior-Band sein. Oder für zwei. (jwi.)



**HIMMLISCH**  
„Mountains“ (Malik, 50 Euro) zeigt überwältigende Bilder – auch wenn sie nie im altbekanntesten Sinn fotografiert wurden. Aus Satellitenaufnahmen erstellte das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt digitale Abbilder von 13 Bergen. Daraus wurden am Computer fotorealistische Ansichten. So blickt man nun detailgetreu auf Everest oder K2 – und staunt nicht schlecht. (nle.)

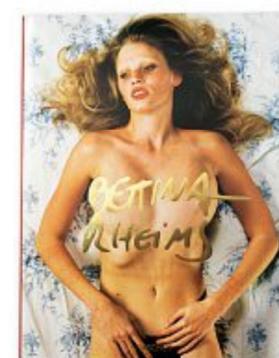
# Bitte blättern!

Was will man lesen? Was kann man schenken?  
Eine kleine Auswahl der Redaktion.

Fotos Wolfgang Eilmes

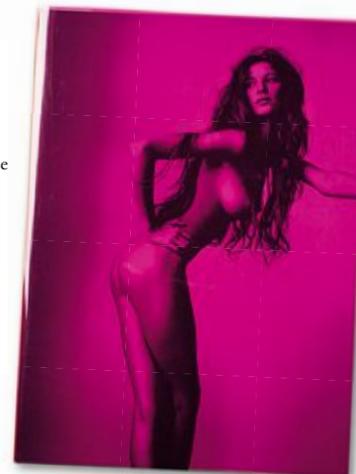


**BOMBASTISCH**  
Zwei Jahre ist es her, dass Oscar de la Renta gestorben ist, der Ausstatter der Stars und einer der wenigen großen Modemacher, die New York zu bieten hatte. Selbst Prominente ziehen auf dem roten Teppich nun oft den Hosenanzug der bombastischen Robe vor. Das nach dem Designer benannte Buch (Prestel, 69 Euro) erzählt von einer anderen Zeit, als Hillary Clinton noch Abendkleid mit Leopardmuster trug und Laura Bush Glitzer. Gut, dass Oscar de la Renta nicht mehr in die Verlegenheit kommt, Melania Trump ausstatten zu müssen. (jwi.)

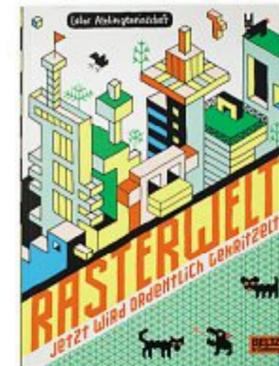


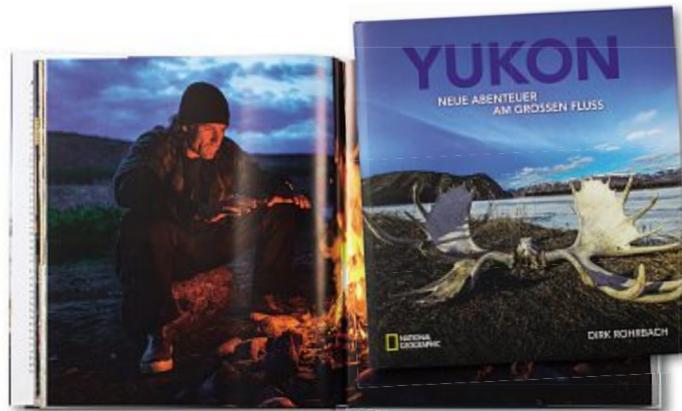
**MÖGLICH**  
Ob zwei Finger im Mund, ein paar schräge Schürfwunden oder eine ans Kreuz genagelte Nackte Einblick in die weibliche Sexualität geben – das sollen andere entscheiden. Hier ist nur Platz darauf hinzuweisen, dass Bettina Rheims schon seit 40 Jahren alles Mögliche fotografiert und vor Kitsch nicht zurückschreckt (Bettina Rheims. Taschen, 59,99 Euro). Der 63 Jahre alten französischen Fotografin, die als Model begann und auch schon viele durchwachsene Cover fotografierte, muss man aber zugutehalten, dass sie Schönheit nicht einfach so akzeptiert. Und ein Memento mori schadet heute niemandem. (kai.)

**KLASSISCH**  
Als Mädchen fand sie sich hässlich und sah sich als Underdog. Keine schlechte Voraussetzung, das größte Model der Post-Supermodel-Ära zu werden. Selbst Fotograf Steven Meisel beendet viele seiner Sätze in diesem dicken Band (Gisele Bündchen. Edited by Giovanni Bianco. Taschen, 59,99 Euro) mit drei Ausrufezeichen. Die schönen Bilder können aber doch nicht alles sein. Es fehlt der Versuch, den „brazilian moment“ in der Modelgeschichte theoretisch zu erfassen. Oder sollen wir blind auf diese Bilder schauen? (kai.)



**GEOMETRISCH**  
Schon genug Strohkörner gebunden, Stanniolpapier geschnitten und Plätzchen gebacken? Trotzdem noch kreativ? Dann ran an die Raster. Mit einer Variante der Kritzelbücher hat die Frankfurter Laborgemeinschaft ein besseres Malbuch für Erwachsene geschaffen. In „Rasterwelt – Jetzt wird ordentlich gekritzelt“ von Zuni und Kirsten von Zubinski (Beltz & Gelberg, 12,95 Euro) kann man in Raumwelten abtauchen. Nicht nur für Geometrie-Liebhaber. (ipp.)



**ABENTEUERLICH**

Allein das Wort weckt Abenteuerlust: „Yukon“ (National Geographic, 39,99 Euro). Die Bilder von Dirk Rohrbach machen alles nur noch schlimmer. Dieser Bildband dürfte eigentlich nur mit beiliegendem Urlaubsantrag verkauft werden. Im Kanu auf dem Fluss in Kanada und Alaska unterwegs, sammelt Rohrbach bleibende Eindrücke von Menschen, Tieren, Bergen, von den Spuren der Goldgräber und dem Alltag der Dorfbewohner. Nur die Bilder von ihm selbst verstören zuweilen durch testosterongetränktes Posing. Aber so ist es eben, das Leben am Yukon. (nle.)

**BLAU**

Hier fehlt niemand: Von Scott Morrison über Jason Denham bis François Girbaud sind alle Jeans-Fanatiker dabei (Blue Blooded. Gestalten, 39,90 Euro). Die Ur- und Frühgeschichte (Levi's) kommt ein bisschen kurz. Und Renzo Rossos Gründungsmythos des einsamen Denim-Kämpfers in den Siebzigern hätte man auch mal hinterfragen können. Aber endlich sieht man Trends und Techniken mal im größeren Zusammenhang. (kai.)

**AUSGETRUNKEN**

Wenn die Autoren nur halb so viel Spaß bei der Produktion hatten wie der Leser auf den 152 Seiten dieses kreativ-unterhaltensamen Standardwerks zum Thema Kräuterschnäpse und -liköre (Einer geht noch! Von Melanie Jonas, Dorthé March, Nanette André, Holger Janssen. Edition Delius, 24,90 Euro), dann kann man sie nur beneiden. Sie nähern sich der Traditions-spirituose von allen möglichen und unmöglichen Seiten, zeigen sie in allen Spielarten, entstauben ihr Image und kreieren sogar einen eigenen Likör. Na dann: Prost! (bad.)

**PERSÖNLICH**

Aura, Karma, Charisma – solche Begriffe fallen, wenn es um Alex MacIntyre geht. Der Schotte war ein Idol der Kletterszene der siebziger Jahre, dank des konsequenten Stils, in dem er schwierigste Routen durchstieg. 1982 verunglückte er tödlich an der Annapurna, mit 28 Jahren. Sein Seilpartner John Porter zeichnet seine Ära nach. „Besser Tiger als Schaf“ (Tyrolia, 27,95 Euro) ist Porträt, Alpingeschichte, Reisebuch, Abenteuer-story, Autobiografie, kurz: so bunt wie seine Schlüsselfigur. (nle.)

**TRÄUMERISCH**

Spätestens seit diesem Jahr gilt Tommy Hilfiger als einer der besseren Dreamer (Ballantine Books, 20 Euro). Einer, der auszog, um in New York das Mega-Business zu gründen. Der Rest ist amerikanisch polierte Geschichte, mit ups and downs statt Skandalen. Ein Träumer – und Geschäftsmann. (jwi.)

**VIVO**

Natürlich gibt es in Mailand Ecken, die zeigen, dass es um Italien gerade nicht allzu gut bestellt ist. Aber zum Glück gibt es auch Galerien wie Vittorio Emanuele, die beweisen, dass selbst eine Einkaufspassage hier genug Geschichte hat, um Kulturgut zu sein. Das gilt heute um so mehr, da die Renovierung endlich abgeschlossen ist. Dieses englisch-italienische Buch (Galleria Vittorio Emanuele. Feltrinelli, 21 Euro) ist für alle, die staunend aus Mailand zurückgekommen sind – oder noch hinwollen. (jwi.)

**TOLLKÜHN**

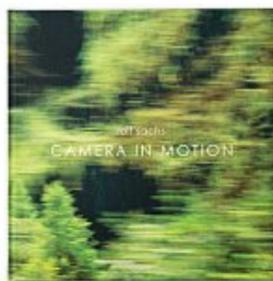
Rolf Fehlbaum, lange Chef des Schweizer Möbelherstellers Vitra, erzählte seiner Tochter Anna einst eine Geschichte. Sie handelte von alten Stühlen, die verbrannt werden sollten und sich daraufhin auf eine tollkühne Reise begaben. Fehlbaum sammelt alte Möbel, aus seiner Leidenschaft ging 1989 das Vitra Design Museum in Weil am Rhein hervor. Und dort stehen auch die 22 Stühle berühmter Designer, die Maira Kalman liebevoll für diese Geschichte (Vitra Design Museum, 14,95 Euro) illustriert hat. (pps.)

**DURCHDACHT**

Das Rosenhaus spielt in Adalbert Stifters Roman „Der Nachsommer“ eine Hauptrolle. In dem Landhaus begegnet Heinrich Drendorf dem Hausherrn Freiherr von Risach, der ihm seine Liebesgeschichte erzählt. Der Landsitz wird detailgenau beschrieben. „Stifters Rosenhaus“ (Verlagsanstalt Alexander Koch, 16,50 Euro) hat viele Architekten beschäftigt. Uwe Bresan zeigt die Wirkmacht der literarischen Fiktion auf und belegt sogar Bezüge zum realen Haus Goethes. (pps.)

**GROSSFORMATIG**

Als Internatsschüler ist Rolf Sachs regelmäßig mit der Rhätischen Bahn zwischen Chur in der Schweiz und Tirano in Italien hin und her gefahren. Die Landschaft, die an ihm vorbeizog, hat er mit einer fixierten Kamera (Leica S) festgehalten. Die großformatigen Bilder wirken wie impressionistische Gemälde, auf denen oft ein einzelner Punkt scharf gezeichnet ist. Mit seinem Bildband „Camera in Motion“ (Kehrer Verlag, 49,90 Euro) nimmt uns der Designer mit auf eine symbolische Reise, die Halt sucht in der Haltlosigkeit. (pps.)



Der Lounge-Sessel 808 ist erhältlich bei ausgewählten Thonet Fachhandelspartnern: Arnsberg-Neheim Wiethoff Einrichtungshaus Bamberg SOMMER Einrichtung Berlin Modus Möbel, smow B Bielefeld pro office Bonn BüroConcept+RaumDesign Braunschweig pro office Bremen pro office Chemnitz smow C Darmstadt Uhland Düsseldorf THONETshop, Thelen Küchen- und Wohnkonzepte Flensburg Jacob Erichsen Frankfurt smow F Hamburg clic Inneneinrichtung, Cramer Möbel+Design Hannover pro office Büro + Wohnkultur Karlsruhe Paul Feederle Kiel Hugo Hamann Koblenz Spielmanns Design for Office+Home Köln smow K Kronberg Spielmann Officehouse Leipzig smow Lemgo pro office Lübeck Heinr. Hünicke Moers Drifte Wohnform München Designfunktion, Krejon Design Nettetal Das Einrichtungshaus Thelen & Drifte Nordhorn ambiente b. Exklusive Einrichtungen Nürnberg Renner Raum & Idee Stuttgart Leonhard Büro Gestaltung, smow S



# FRÖHLICHE Weihnachten

*Endlich ist es so weit: Die Tage werden stiller,  
das Zuhause schöner. Höchste Zeit für ausgewählte  
Geschenkideen, die ein glanzvolles Fest bescheren und  
den Lieben viel Freude bereiten.*



## FÜR STILBEWUSSTE

Lässiger Look für alle Jahreszeiten. Die robusten Backpacks von camel active gestatten mit sportlichem Aussehen und sachlichem Design den Einsatz in Büro und Alltag. Unterlagen, Smartphone und Laptop finden im geräumigen Inneren Platz. Extra Schutz bietet ein gepolstertes Fach, verstellbare Schulterriemen sorgen für zusätzlichen Tragekomfort. Dazu passt die hochwertige Ledergeldbörse – für garantiert lang anhaltende Weihnachtsfreude.

[www.camelactive.de](http://www.camelactive.de)



## FÜR GENUSSMENSCHEN

Der rauchige Single Malt Bowmore lagert zwölf Jahre in den berühmten No. 1 Vaults – dem ältesten Whisky-Lagerhaus Schottlands. Grundvoraussetzungen für einen traditionellen Bowmore sind das milde Klima der Insel Islay, von Hand gemälzte Gerste und inseleigener Torf. Rauchige Aromen zusammen mit süßem Sherry und frischer Zitrone bestimmen die Noten. Das limitierte Set mit elegantem Nosingglas ist ein perfektes Geschenk – nicht nur an Weihnachten.

[www.malts-of-distinction.de](http://www.malts-of-distinction.de)



## FÜR NATURLIEBHABER

Gönnen Sie sich oder anderen etwas Wunderbares zu Weihnachten. Die vegane Kosmetiklinie von Elasan ist NATRUE-zertifiziert, wird mit Apothekererfahrung hergestellt und verwendet ausschließlich ätherische Öle und biologische Inhaltsstoffe. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Natur-Shampoo und Gesichtsscreme mit Arganöl sind eine wertvolle Pflege im schönen Design. Tolles Extra: Das milde Shampoo für Kinder vermeidet Tränen und sorgt für strahlende Augen. [www.elasan.de](http://www.elasan.de)



## FÜR MUSIKFANS

Ein Alleskönner, der begeistert! Das DIGITRADIO 600 wird anspruchsvolle Hörer mit seinen schier unbegrenzten Abspielmöglichkeiten überzeugen. So eröffnen ein integrierter CD-Player, USB- und Bluetooth-Schnittstellen sowie eine Spotify-Connect-Anbindung den Zugang zum gesamten eigenen Musikarchiv. Der Sound kommt aus zwei schicken 20 Watt starken Lautsprechern, die dank 30-Watt-Subwoofer für einen extra Wow-Effekt an den Festtagen sorgen. [www.technisat.de](http://www.technisat.de)



## FÜR FILM- UND TV-FANS

Mit der waipu.tv App bei mobilcom-debitel lassen sich per Internet alle Top-TV-Sender auch in brillanter HD-Qualität empfangen. Das Smartphone wird zur Fernbedienung – alle TV-Inhalte können unterwegs oder zu Hause gesehen, gesteuert oder gespeichert werden. Alles in einer App: Live-TV, zeitversetztes Fernsehen, Aufnahme, Fernbedienung und Programmzeitschrift. Die Auswahl der schönsten Weihnachtssendungen wird dieses Jahr ein Wunschkonzert. [www.mobilcom-debitel.de](http://www.mobilcom-debitel.de)



## FÜR GRILLMEISTER

So schmeckt Weihnachten! Für ein kulinarisches Fest sorgt der Weber Kugelgrill Master-Touch GBS Special Edition in glänzendem Kupfer. Das limitierte Weihnachts-Sondermodell schenkt mit original Weber Holzkohle-Feeling die perfekte Atmosphäre für besondere Stunden mit Familie und Freunden. Dank verschiedener Einsätze lassen sich großartige winterliche Menüs zaubern – vom Weihnachtsbraten bis hin zu Glühwein-Muffins. Das exklusive Geschenke-Highlight ist bis zum 24. Dezember im Handel erhältlich. [www.weber.com](http://www.weber.com)



# ROMES FEST

Jedes Jahr nach Totensonntag ist es wieder so weit: O Freudenzeit, o Gnadenzeit, die aller Kinder Herz erfreut – angeblich zumindest, und zwar schon vier Wochen vor dem furchtbar beliebten Weihnachtsfest. Alle Jahre wieder dieselbe Leier, grauenhaft. Die Städte sind vollgehängt mit hässlichen Lichterketten. Auf öffentlichen Plätzen, in Einkaufszentren und selbst in Bahnhofshallen stehen gigantische Tannenbäume mit Kitschkugeln. Jeder ist im Stress oder tut so, als wäre er es. Der ungezügelte Kapitalismus zeigt sich von seiner grässlichsten Seite. Und all die Drängler in der Stadt – sie nerven extrem. Am schlimmsten: Sie finden das auch noch gut. „Das gehört doch dazu“, sagen sie, außer Atem im Angesicht des Konsumterrors.

Es begann doch so lieblich! Mittlerweile sind die Weihnachtsmärkte vollends außer Rand und Band, in verschiedenen Eskalationsstufen. Eine Stadt in Mecklenburg-Vorpommern zum Beispiel, die sich Greifswald nennt, bringt jedes Jahr den grauenhaftesten Weihnachtsmarkt hervor, der je auf Gottes Erdboden gesetzt wurde – wobei allerdings in diesen heidnischen Gefilden „Gott“ ein irreführendes Wort ist. Blinklichter, Autoscooter, Rummelkarussells, Fressbuden, Deppendisgos in voller Lautstärke bei schlechter Soundqualität – und das an die zehn Stunden pro Tag. Der Geruch von billigem Glühwein liegt über der Stadt. Wie sollen Weihnachtsfeinde da überleben?

Auch die Wohnungen all dieser Weihnachtsirren sind – bedauerlicherweise nicht nur in Mecklenburg-Vorpommern – mit möchtegern-weihnachtlichem Firlefanz jedweder Art behängt. Was auf den Weihnachtsmärkten fortgesetzt: beleuchtete Weihnachtsmänner aus Plastik, die den Balkon hochklettern, Lichterketten noch und nöcher, bunt blinkende Kreise, Dreiecke und Rauten. Das nennt sich Weihnachtsschmuck. In sozial- und wohnungspolitischer Hinsicht gilt das eiserne Gesetz: Je ärmer, desto blink.

Kitsch, Lärm, Gier und Streit:  
Was finden nur alle an Weihnachten?  
Das Fest der Liebe ist zum Hassen.

Von *Hannah Bethke*

Was in der zweiten Dezemberhälfte droht, kündigt sich schon im August an: Lebkuchenherzen, Spekulatius, Geleesterne, Schoko-Dominowürfel in den Supermärkten. Der Blätterkrokant wird zur Auferstehung des Herrn abermals feilgeboten, so ungefähr kurz nach Silvester sind die Regale damit gefüllt. Schon klar, man kann nicht früh genug damit anfangen, sich auf Ostern vorzubereiten. Was soll das auch mit dieser Fastenzeit! Täglich eine Tüte Blätterkrokant, und bis Karfreitag ist unser schlechtes Gewissen, dass Jesus für unsere Sünden sterben musste, in psychoanalytisch klassischer Weise kompensiert. Strukturell ist das ganz ähnlich gelagert wie die Weihnachtsbegehung, nur unter umgekehrtem Vorzeichen.

Und dann diese schrecklichen blumenförmigen Schokodinger mit weiß-lila-rosa Zuckerperlen drauf, die keiner mag. Weihnachten besteht aus einem kakaobasierten Perlenregen. Und natürlich aus betrieblichen Weihnachtsfeiern. Wenn die Arbeitgeber wenigstens so ehrlich wären, sich vom pseudoweihnachtlichen Klimbim zu befreien und frei heraus zu sagen, um was es sich bei dieser feierlichen Zusammenkunft handelt – nämlich um ein uninspiriertes Saufgelage. Aber nein. Wir passen uns dem Zeitgeist an mit desinteressiertem Atheismus in pseudoreligiösem Gewand. Weihnachten sagen, etwas anderes meinen. Geschenke ja, Gebete nein. Kitsch ja, Jesus nein. Heiligabend in die Kirche (wegen der Kinder), Glaube nein.

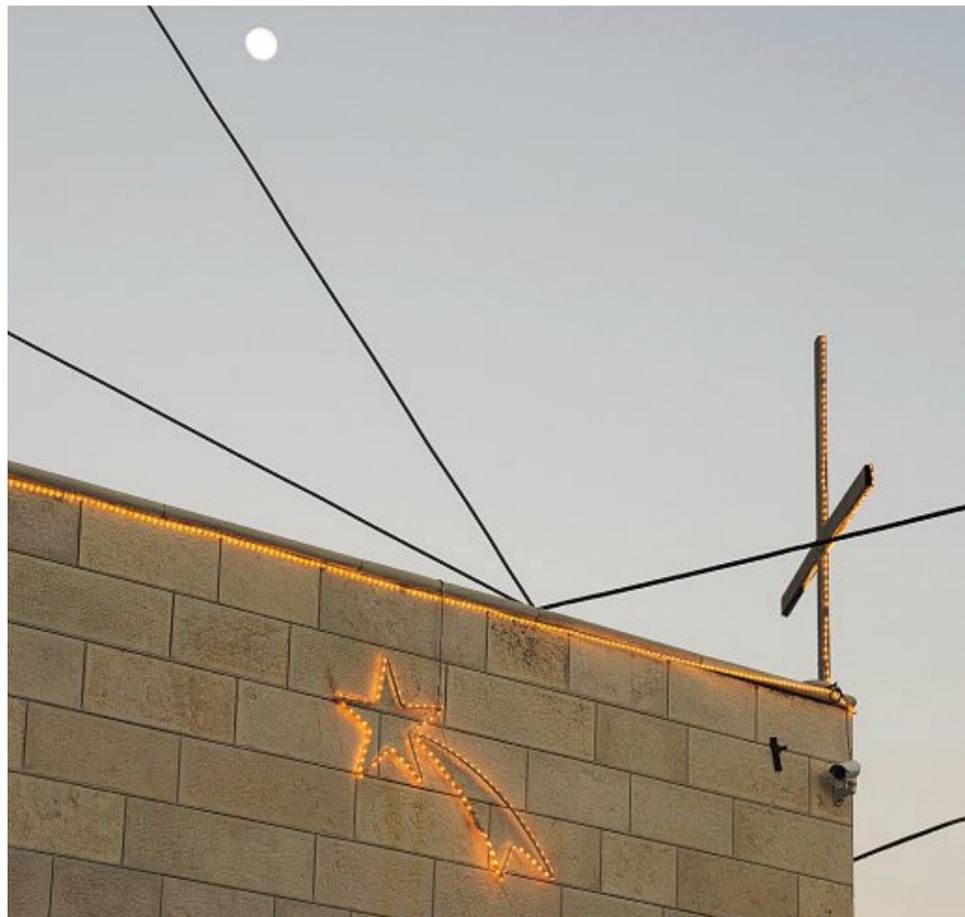
Womit wir beim nächsten Problem wären, dem Klerus. Stille Nacht, heilige Nacht – wenigstens in der Kirche sollte darauf Verlass sein. Weit gefehlt! Hier gibt es so wenig

Stille wie Besinnlichkeit im Advent, der doch eigentlich die bevorstehende Ankunft von Jesus Christus beschreibt, also gewissermaßen die Ruhe vor dem Sturm darstellt und nicht schon den Sturm selbst. Nach dem Adventslärm wird am Heiligen Abend das übliche seichte Salbadern evangelischer Gottesdienste geboten, nur mit dem Unterschied, dass die Kirche plötzlich rappellvoll und noch unruhiger ist als ohnehin schon.

Und wozu der Aufwand? Die Weihnachtsbesessenen sitzen an den Feiertagen traut beisammen, und jeder will, dass es diesmal besonders schön wird, und allein schon deshalb wird es überhaupt nicht schön. Alle reden über Essen, Essen, Essen, als ob es nichts anderes gäbe. Und wenn sie nicht über das Essen reden und auch nicht darüber, wann noch mal die Bescherung stattfindet, ob danach oder davor, wird auch sonst immer über dasselbe geredet. Lebensweisen und Lebenswelten knallen aufeinander. Niemand kann sich der familiären Rollenverteilung entziehen, die doch alle verfluchen. Die Kinder quengeln, die Eltern sind gestresst, die kinderlosen Onkel und Tanten entwickeln Fluchtinstinkte oder saufen kompensatorisch, und am Ende steht nicht der Weihnachtsmann vor der Tür, sondern ein Streit ins Haus. Vielleicht muss es gar nicht so kommen. Aber es wird so kommen. Warum? Warum in Gottes Namen tun wir uns das an?

Zuletzt: das Wetter. Leise rieselt der Schnee? Von wegen! Die weiße Weihnacht ist eine schlechte Mär. Jedes Jahr dasselbe Gestöhne: Och nö, kann doch nicht wahr sein, Nieselregen bei zehn Grad, wie soll man da in Weihnachtsstimmung kommen. Mit Walter Kempowski müsste man fragen: Ist es denn die Möglichkeit? Ach ja, der Humor aus „Tadellöser und Wolff“ könnte uns helfen, das alles irgendwie zu überstehen. Doch kaum ist dieses radikalentfremdete Fest der vermeintlichen Liebe überstanden, droht gleich der nächste Krampf: Silvester.

Da hilft nur noch Franz-Josef Degenhardt: „Herr, erlöse dich und andre / hier aus diesem Jammertal.“



# Stern von Bethlehem

Der Himmel auf Erden: Raum für Andacht ist hier rar – das Zeichen der Geburt aber ist überall dort, wo man es nicht erwartet hatte.

Fotos Ben Kuhlmann  
Text Jochen Stahnke



Unsere Existenz steht in den Sternen geschrieben. Und die Deutung der Sterne ist höchst unbestimmt. Es beginnt mit der Geburt, für deren Beschreibung schon bei einem Menschenkind weder Raum noch Zeit ausreichen. Jede Geburt ist ein Mysterium. Wer soll da erst erklären, unter welcher Konstellation Jesus auf die Welt kam? Das All verknüpfte in jener bedeutsamen Nacht Jupiter und Saturn, die sich in seltener Konstellation überlappten und die jüdischen Berge hell beschiene. So jedenfalls meint es manch moderner Himmelskundler, der das Ungreifbare fassbar machen möchte – oder muss, beruflich gesehen.

Ein Stern aber kann dieser seltene Vorübergang der Planeten ebenso wenig gewesen sein wie eine Supernova. Oder gar ein Komet, der ja ebenfalls kein Stern ist, auch wenn solch ein Himmelsgeschoss stets einen Schweif hinterherzieht, wie er seit dem Mittelalter geschnitzt, gegossen und gemalt wird. Was also sahen die „Magier“,

Sternenjäger: An der Kirche, vor dem Modengeschäft, auf der Verkehrsinsel – wer in Bethlehem den Stern folgt, ist viel unterwegs.



die später auch bekannt wurden als die drei Weisen aus dem Morgenland, im Nachthimmel vor rund 2000 Jahren?

Der Evangelist Matthäus drückte sich eher vage aus: „Und siehe, der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war.“

Und warum erfuhr König Herodes erst durch die drei Weisen von ihrer Entdeckung, wo das Himmelslicht doch so hell erschien, dass es auch dem Herrscher im wenige Kilometer entfernten Jerusalem nicht entgangen sein kann? Nicht einmal klar ist, wann genau Jesus von Nazareth geboren ist. Vielleicht war es sieben vor Christi Geburt, vielleicht das Jahr vier vor Christi Geburt.

Erklärungen gibt es fast so viele wie Lichtpunkte am Firmament. Doch die Sterne bleiben stumm. Wer heute mit dem zufrieden ist, was sichtbar ist und sich anfassen lässt, der muss nur den Zeichen folgen, die der Stern von Bethlehem in dieser

kleinen Stadt hinterlassen hat. Kaum eine Falafel-Bude, Kirche oder Straßenkreuzung, an der die Himmelserscheinung nicht zu sehen ist. Selbst Gully-Deckel tragen das Emblem der heiligen Nacht. Man sollte nicht zu genau schauen auf die Sterne am Boden – wenn man dem Verkehrstod entzinnen will. Raum zur Ruhe und Andacht ist hier in Bethlehem so rar wie Sternstaub.

Wie der Raum damals auch beschaffen gewesen sein mag: In Bethlehem findet bald wieder eine große Party statt, mit Straßenumzügen, Chören, Tanz und Geschepper. Einmal im Jahr schallt die Sternenkirmes sogar lauter als der Megafon-Ruf der örtlichen Muezzine. Weitere saisonale Sterne sind bereits verkabelt worden. Alles wird erleuchtet. Nur in den Himmel werden auch dieses Jahr wieder wenige schauen. Jetzt weisen Smartphones den Weg in die Sternenstraße, zu „Stars & Bucks“ oder in das Souvenirgeschäft der „Heiligen Sterne“.



ANZEIGE

## Gemeinsam Großes bewirken



Armut und soziale Ausgrenzung – ein globales Phänomen, das auch vor Deutschland nicht halt macht. Wie Privatpersonen mit finanziellem Engagement gezielt helfen können, dieser Herausforderung zu begegnen, weiß Bettina Schreiner von SOS-Kinderdorf.



**Frau Schreiner, man hört und liest immer wieder von wachsender sozialer Ungleichheit in Deutschland. Wie schätzen Sie von SOS-Kinderdorf diese Entwicklung ein?**

In der Arbeit für benachteiligte Kinder, Jugendliche und sozial schwache Familien werden wir tagtäglich damit konfrontiert. Obwohl Deutschland zu den wohlhabendsten Ländern der Erde gehört, reichen staatliche Hilfen oftmals nicht aus, um die Integration von Menschen am Rande der Gesellschaft nachhaltig voranzubringen. Hier setzen unsere Hilfskonzepte an.

**Wie sieht die Hilfe von SOS-Kinderdorf hierzulande konkret aus?**

Unsere Angebote sind so vielfältig wie die Bedürfnisse derer, die Unterstützung benötigen: von der sozialpädagogischen Familienhilfe über die soziale Arbeit an Schulen bis hin zu den zahlreichen Kinderdörfern, wo traumatisierte und schutzbedürftige junge Menschen ein liebevolles Zuhause finden. Aktuell investieren wir vielerorts in die Sanierung, Renovierung und den Ausbau

unserer Einrichtungen – zum Beispiel in Düsseldorf. Dort entsteht gerade, neben neuen Familienhäusern, ein komplett neues Familienzentrum, das Menschen direkt vor Ort eine verlässliche Anlaufstelle für ihre Sorgen und Probleme bietet.

**Woher stammen die Mittel für Projekte wie diese?**

Die Unterstützung wohlhabender privater Förderer spielt hier eine entscheidende Rolle. Es sind Menschen, die ihre eigenen Werte in denen von SOS-Kinderdorf wiederfinden – und ein Stück von ihrem Glück an die Gesellschaft zurückgeben möchten. Gemeinsam mit ihnen schenken wir Kindern die Chance auf ein erfülltes, selbstbestimmtes Leben und können den Folgen sozialer Ungleichheit etwas Wirksames entgegenzusetzen.

**Hat man als Förderer Einfluss darauf, wofür die Gelder verwendet werden?**

Natürlich steht es jedem Spender frei, für welches SOS-Projekt er sich engagieren möchte. Manche haben ganz konkrete Vorstellungen,

andere möchten mehrere Möglichkeiten aufgezeigt bekommen. Ganz gleich, ob es darum geht, Kindern in Deutschland ein Dach über dem Kopf zu schenken oder die Not in Krisengebieten weltweit zu lindern: Meine Aufgabe ist es, im Dialog mit jedem Förderer das Projekt zu finden, welches seinen Prioritäten am besten entspricht.

**Sie möchten sich für SOS-Kinderdorf engagieren? Rufen Sie mich an oder schreiben Sie eine E-Mail – gerne bespreche ich mit Ihnen persönlich alle Fragen rund um Ihr Engagement.**



Bettina Schreiner  
SOS-Kinderdorf e.V.  
Referat Private Förderer,  
Stiftungen und Unternehmen  
Telefon: 089 12606-122  
bettina.schreiner@sos-kinderdorf.de  
www.sos-kinderdorf.de

**Bank für Sozialwirtschaft**  
IBAN: DE02 7002 0500 0007 8080 05  
BIC: BFSWDE33MUE  
Verwendungszweck: AC474016 – Großes bewirken

# Elektrifizierende Auto-Couture

Zwei unverwechselbare Charaktere: Der stets mürrisch dreinblickende Internet-Star Grumpy Cat und die bezaubernde Georgia May Jagger lassen sich gemeinsam mit der neuesten Entwicklung aus Rüsselsheim in Szene setzen – dem revolutionären Ampera-e. Das Elektromodell von Opel überzeugt nicht nur durch seine konkurrenzlose Reichweite.

Teamplay zweier Zeitgeist-Ikonen: Grumpy Cat schaut nicht weniger amüsiert als sonst, während sie gemeinsam mit Georgia May Jagger für den Opel-Kalender 2017 posiert.



Für zwei Tage verwandelte sich die Halle 18 der Filmstudios Babelsberg in eine mystische Wunderwelt. In jahreszeitlichen Arrangements setzte Starfotografin Ellen von Unwerth Opel-Modelle von gestern, heute und morgen in Szene. Als Protagonisten engagierte Opel das internationale Supermodel Georgia May Jagger – Tochter von Rolling Stone Mick Jagger – sowie Grumpy Cat, die mit 8,7 Millionen Facebook-„Gefällt mir“-Angaben berühmteste Katze der Welt. Heraus kamen faszinierende und kontrastreiche Motive für den Opel-Kalender 2017. Die stets mürrisch dreinblickende Grumpy Cat und die quirlige Georgia May Jagger performten dabei wie ein eingespieltes Team. Gemeinsam verzauberten sie die klassischen Opelmodelle ebenso wie das neue Elektroauto Ampera-e mit ihrer ganz eigenen Aura.



Mit einer Reichweite von mehr als 500 Kilometern\* mit nur einer Akkulation gehört der Ampera-e zur absoluten Spitzenklasse. In standardisierten Tests schafft er rund 100 Kilometer mehr als die Konkurrenz. Auch der Praxistest war ein voller Erfolg: Die Fahrt führte von London nach Paris – ohne Stopp an der E-Zapfsäule. Erhältlich ist der Ampera-e ab Frühjahr 2017. Dann können Sie sich selbst von seiner Höchstleistung überzeugen. Für alle Fans von Opel, Grumpy Cat, Ellen von Unwerth und Georgia May Jagger findet Anfang 2017 eine Ausstellung der Kalendermotive in Berlin statt. Mehr über Grumpy & Co erfahren Sie auf: [opel.de/opelgoesgrumpy](http://opel.de/opelgoesgrumpy). Der Opel-Kalender „Georgia & Grumpy – Not impressed by Wonderland“ ist in stark limitierter Auflage ab Ende November 2016 für 29,95 Euro unter [opel-collection.com](http://opel-collection.com) erhältlich.

\* Vorläufige Reichweite, Messung basierend auf dem Neuen Europäischen Fahrzyklus (NEFZ). Naturgemäß weicht die maximale Reichweite im Alltag von den NEFZ-Werten ab. In der Praxis beeinflussen Faktoren wie die Streckenbeschaffenheit, die Wetterbedingungen, der Fahrstil oder die Zuladung die Reichweite. Mehr auf [ampera-e.de](http://ampera-e.de)

Meine beste Freundin lernte ich zu Beginn des Studiums kennen, in einem Englischseminar. Sie fiel mir auf, weil sie auf eine coole Art hübsch war. Als ich sie das erste Mal sah, trug sie eine Latzhose und war in Begleitung eines gut aussehenden Kommilitonen, der ebenfalls schulterlange blonde Locken hatte. Schnell hatten sie im Semester den Spitznamen „die Zwillinge“. Ich bewunderte sie für ihre Coolness und Unbekümmertheit.

Nach und nach freundeten wir uns an. Sie lebte in einer Wohngemeinschaft mit vier anderen Studentinnen. Die fünf waren eine eingeschworene Gemeinschaft. Daher war ich überrascht über ihr Interesse an mir. Ich hatte vermutet, ihr niemals so nah sein zu können wie ihre Mitbewohnerinnen. Bei ihnen war immer etwas los: nächtelange Gespräche am Küchentisch, wilde Partys, Männer. Ich lebte in einem katholischen Studentenwohnheim und wäre gern auch dort eingezogen.

Unsere Freundschaft wurde intensiver. Aber das Gefühl, dass sie meine beste Freundin war, hatte ich erst gegen Ende des Studiums. Da wusste ich selbst besser, was ich von einer Frauenfreundschaft erwartete. Mit meiner besten Freundin wollte ich mich ohne jedes Tabu über alle Gedanken und Gefühle austauschen, außerdem sollte sie so unternehmungslustig und extrovertiert sein wie ich. Keine meiner Freundinnen erfüllte diese Kriterien so gut wie sie. Ob sie in mir auch ihre beste Freundin sah, habe ich sie nie gefragt. Mir reichte es, dass es sich für mich so anfühlte. Vielleicht hatte ich sogar Angst vor ihrer Antwort.

Nach dem Studium hatten wir zufällig beide unseren ersten Job in der gleichen Stadt. Jede baute sich schnell einen neuen Freundeskreis auf. Aber weil wir uns länger kannten, schweißte uns das noch mehr zusammen. Als ich heiratete, war sie Single. Ich setzte sie an der Hochzeitstafel neben meine erste große Liebe – einen wunderbaren Mann, mit dem sie heute zwei Töchter hat.

Unsere Männer und unsere Kinder fanden ebenfalls Gefallen aneinander. Obwohl wir nun an unterschiedlichen Enden Deutschlands wohnten, führen wir einmal im Jahr alle miteinander in den Urlaub, und auch das war wunderbar. Ich dachte, dass das alles für immer so bleiben würde.

Aber vor sieben Jahren, nachdem wir 20 Jahre lang befreundet gewesen waren, sagte sie mir nach einem gemeinsamen Italienurlaub in einem Telefonat, dass sie nicht mehr meine Freundin sein wollte. Ich war wie vom Blitz getroffen. „Warum?“ Sie antwortete, sie habe das Gefühl, unsere Freundschaft sei mir nicht mehr wichtig. Ich widersprach. Sie blieb dabei. Ich kämpfte um sie. Sie blieb hart. Nach endlosem Hin und Her legten wir auf. Ich war fassungslos. Nach einigen Wochen schrieb ich ihr einen langen Brief. Ich hoffte, sie umzustimmen. Doch sie blieb bei ihrem Entschluss. Und so fand ich mich nach einer langen Phase der Trauer damit ab, dass ich sie verloren hatte.

Wenn ich nun neuen Bekannten von ihr erzählte, bezeichnete ich sie, mit einer Mischung aus Selbstmitleid und Wut, als „meine beste Freundin, die nicht mehr meine Freundin sein wollte“. Ansonsten versuchte ich, sie zu vergessen.

Das alles hielt unsere Männer nicht davon ab, weiterhin miteinander in den Urlaub zu fahren. Jahr für Jahr verabredeten sie sich zum Rennradfahren, jeweils

eine ganze Woche lang. Einmal machten mein Mann, die Kinder und ich zufällig Urlaub in der gleichen Gegend wie meine Freundin und ihre Familie, und so verabredeten sich unsere Männer zu einem Tagesausflug, während wir Frauen mit unseren Kindern zurückblieben, nur etwa eine Autostunde voneinander entfernt.

Ich fragte mich, was ich meiner Freundin angetan hatte, dass sie so unversöhnlich war. Eine Antwort fand ich nicht.

Vor kurzem las ich dann das Buch „Meine geniale Freundin“ von Elena Ferrante. Ich war berührt von der Frauenfreundschaft, die darin geschildert wird. Und ich wollte mich mit meiner Freundin versöhnen – es wenigstens versuchen. Ich beschloss, meinen Stolz und meine Verletzung zu überwinden. Also schrieb ich ihr: „Ich weiß nicht, ob du noch manchmal an mich denkst, ich jedenfalls schon an dich, und dann gibt es immer sehr widerstreitende Gefühle in mir: Ich bin verletzt, verstehe dich nicht, bin traurig und auch sehr wütend. Und gleichzeitig erinnere ich mich, wie gern ich dich hatte, viele Jahre lang. Dann frage ich mich, wie du diesen Schnitt machen konntest. Und an dem Punkt gebe ich dann immer auf und denke an etwas anderes. Na ja, und nun dachte ich, vielleicht, ganz vielleicht, können wir uns ja wiedersehen und einfach mal gucken, was dann passiert.“

Ein paar Tage später kam die Antwort. Sie schrieb, sie habe nicht das Gefühl, unsere Freundschaft einseitig beendet zu haben. Vielmehr hätten wir sie gemeinsam auf Eis gelegt, da sie für uns nicht mehr tragbar gewesen sei. Ich hätte sie damals, bevor sie unsere Freundschaft beendete, mindestens so sehr gekränkt wie sie mich, weil ich ihr das Gefühl gegeben habe, sie bedeute mir nichts mehr. Sie schrieb: „Im Prinzip sind wir also quitt.“ Und deswegen könne sie sich ein Treffen gut vorstellen – „um auf eine alte Freundschaft zurückzugreifen und zu testen, was das bringt“.

Ich freute mich, doch gleichzeitig fühlte ich mich unsicher. Was, wenn ich ihr abermals, ohne es zu merken, das Gefühl geben würde, sie sei mir nicht wichtig? Ich nahm mir vor, sie beim Wiedersehen wie ein rohes Ei zu behandeln. Und fragte mich gleichzeitig, ob das eine gute Basis ist, eine beste Freundin zurückzuerobern. Ich hatte, bei aller Vorfreude, Zweifel, ob mehr aus diesem Treffen werden würde.

Dann kam der Tag unseres Wiedersehens. Ich hatte einen beruflichen Termin in München und reiste am Vorabend an, damit wir uns treffen konnten. Im Zug saß mir ein Philosophiedozent gegenüber. Er las Platon, eine zweisprachige Ausgabe, Altgriechisch und Deutsch, und tippte nebenbei immer wieder etwas in seinen Laptop. Beides zusammengekommen fand ich ziemlich unerklärlich, so dass ich ihn fragte, was er da eigentlich mache (er bereitere eine Vorlesung vor). So kamen wir ins Gespräch, und er fragte mich, was ich in München zu tun hätte. Ich erzählte von dem beruflichen Termin und dem Treffen mit meiner Freundin, und sofort begann er, sich dem Thema philosophisch zu nähern. Er fragte: Warum wollen Sie sich versöhnen? Was bedeutet Freundschaft für Sie? Was macht diese Freundschaft aus? Und er zitierte Aristoteles: Die beste Freundschaft sei Freundschaft unter gleichen. Nur wer mit sich selbst befreundet sei, könne Freundschaften haben.

Ich hatte keine Antworten auf all diese Fragen. Nur das Gefühl, dass meine Freundin mir etwas genommen hatte, was ich nicht hatte hergeben wollen. Ich wollte



# WIR FANGEN NEU AN

Sie war meine beste Freundin.

Plötzlich wollte sie es nicht mehr sein.

Sieben Jahre später melde ich mich.

Von Britta Hausmann

diese Freundschaft zurück, in der ich mich immer so wohl gefühlt hatte, und hatte doch Angst davor, dass es die damalige Konstellation nicht mehr geben würde. Viel mehr Sinnhaftes war da nicht in mir. Der Philosoph hatte mich in einen Strudel von Zweifeln gezogen, an deren Ende die bange Frage stand, ob meine Idee der Versöhnung nicht vollkommen unsinnig war.

Meine Freundin hat für unser Treffen eine Tapas-Bar vorgeschlagen, ich bin pünktlich dort. Ein Kellner führt mich an einen Tisch, und während ich auf sie warte, habe ich Zeit, meine Umgebung zu mustern: eine urbane und hippe Location, rappellvoll, ziemlich groß und unübersichtlich. Immer wieder schweift mein Blick zur Tür: Ich will ihr Eintreffen nicht verpassen, weil ich Sorge habe, dass sie mich, die ich eingepfercht zwischen anderen Gästen sitze, sonst nicht sieht. Doch sie kommt nicht. Nicht nach zehn Minuten, nicht nach 15. Nach 20 Minuten schließlich öffnet sich die Tür, und da steht sie: die lange Mähne platinblond gefärbt, schwarzer Minirock, schwarze Pumps. Sie verharrt in der Mitte des Raums: ein Auftritt einer Diva. Sofort scharen sich drei Kellner um sie, umarmen sie und reden auf sie ein. Es ist ein Heimspiel für sie, und ihr Fanblock steht bereit. Ich bin gleich aufgestanden und ihr durch den großen Raum entgegengegangen, da ich sie zur Begrüßung in den Arm nehmen wollte, was in der Enge rund um unseren

Sitzplatz nicht möglich gewesen wäre. Ich warte also, bis die drei Kellner von ihr ablassen. Wir umarmen uns, doch von meiner Seite ist es nach der Nummer mit den Kellnern kaum mehr als eine leere Geste, weil ich mich austauschbar fühle. Mir kommt in den Sinn, was ein Kollege mir mit auf den Weg gegeben hat, ein Zitat aus Thomas Manns Novelle „Tonio Kröger“: „Wer am meisten liebt, ist der Unterlegene und muss leiden.“

Ich hatte bis zu diesem Moment gedacht, dass ich diejenige wäre, die mehr unter dem Verlust unserer Freundschaft gelitten hat. Doch nachdem ich Zeugin dieses sorgsam inszenierten Auftritts geworden bin, kommt mir der Verdacht, dass sie mir beweisen wollte, wie großartig sie ist, weil ich ihr wichtig bin.

Und so lenke ich das Gespräch zunächst auf Themen, die es ihr erlauben, sich gut darzustellen: Job, Kinder, Sport, Urlaube. Und obwohl mich solche Schilderungen meist langweilen, wenn sie von flüchtigen Bekannten stammen: Was sie sagt, interessiert mich wirklich. Weil sie mich als Mensch immer noch interessiert, wie ich in dieser ersten Stunde unseres Wiedersehens bemerke. Ihre respektlose Art, sich über alles und jeden lustig zu machen. Ihre Selbstironie. Ihr schonungsloser Blick auf ihre eigenen Unzulänglichkeiten. Ihre Neugierde. Ihre Unkonventionalität. Sie schlägt mir allen Ernstes vor, unsere leere Wasserflasche auf der Damentoilette auf-

zufüllen, und ist fassungslos, als ich sage, das könne sie doch nicht machen. Das gefällt mir sehr.

Nach diesem Warm-up beginnt sie überganglos und mit der selbstverständlichen Tabulosigkeit, die unserer Freundschaft immer schon eigen gewesen ist, mir Dinge zu erzählen, die in ihrer Familie nicht gut funktionieren. Ich leide mit ihr und freue mich zugleich über ihre Offenheit. Dieses Vertrauen könnte ein Zeichen dafür sein, dass auch sie sich eine Wiederaufnahme unserer Freundschaft vorstellen kann. Außerdem konstatiere ich mit Genugtuung, dass ihr Mann meinem Mann diese Dinge nicht erzählt hat, obwohl die beiden doch so viel Zeit miteinander verbracht haben in den vergangenen Jahren. Das kann doch nur bedeuten, dass unsere Frauenfreundschaft trotz dieser langen Pause selbst jetzt noch viel tiefer ist als die Männerfreundschaft der beiden.

Nun also, schon zuversichtlich und entspannt, lenke ich das Gespräch auf sie und mich. Ich frage sie, warum sie unsere Freundschaft damals beendet hat. Sie sagt: „Erwarte nicht von mir, dass ich mich daran noch genau erinnere. Ich weiß nur noch, dass ich das Gefühl hatte, dass mir die Freundschaft zu dir nicht mehr guttut. So ähnlich, wie wenn man mit einem Kerl Schluss macht, ohne genau zu wissen, woran es nun im Detail liegt.“ Ihr sei es danach besser gegangen. Wenn man sich distanzieren, eröffne das auch die Chance

auf einen Neuanfang. Und außerdem, sagt sie, hätte ich doch auch andere Freundinnen gehabt, man finde doch immer wieder neue Freunde. Den Satz hatte sie mir schon beim Beenden der Freundschaft unter die Nase gerieben, und ich fand ihn damals schon bescheuert. Ich entgegnete, dass man das doch nicht vergleichen könne mit einer 20 Jahre alten Freundschaft. Sie sagt: „Du hast recht. Das war vielleicht falsch.“ Wir lächeln uns an.

Dann setze ich, für mich selbst überraschend, zu einer Art Liebeserklärung an. Ich ringe nach Worten, um ihr zu erklären, was sie mir bedeutet. Sie hört sich das an, bleibt ungerührt und entgegnet: „Ich bin keine gute Freundin.“ Sie habe hohe Ansprüche an eine Freundschaft. Wenn die sich dann mal nicht erfüllen, werfe sie gleich die Flinte ins Korn. Wenn eine Freundin ihr etwas Privates und Belastendes erzähle, trage sie das nicht tagelang mit sich rum, sondern sie gehe dann nach Hause zu ihrer Familie und schiebe das erst mal weg. Ich sage, dass das doch normal sei und sie zu hohe Ansprüche an sich selbst habe. Sie nimmt es achselzuckend zur Kenntnis. Dann erzählt sie noch von einer neuen Freundin, die an einem gemeinsamen Wochenende genervt habe. Ich denke: Ich würde dich nicht nerven.

Wir sitzen vier Stunden zusammen, und mir ist keine Sekunde langweilig. Gegen Ende fragt sie, wie wir uns wieder annähern sollen. Ich schlage vor, wir könnten ein Wochenende zusammen wegfahren, sie und ich. Konkreter werden wir nicht, in meiner Wahrnehmung vor allem, weil sie das nicht zu wollen scheint. Zum Abschied umarmen wir uns, diesmal fühlt es sich richtig an für mich. Sie schlägt vor, dass wir per Whatsapp in Kontakt bleiben.

Eine Woche später meldet sich der Philosoph per Mail. Er schreibt, dass Aristoteles verschiedene Formen von Freundschaft unterscheidet: die auf Nutzen basierende Freundschaft (Geschäftsfreunde), die auf Lust, Spaß oder Freude basierende Freundschaft und eine dritte Form von Freundschaft, in der man dem Gegenüber Gutes wünscht, ohne selbst davon zu profitieren. Diese dritte Form ist selten, weil beide Freunde dafür gute Menschen sein müssen und es lange dauert, bis so eine Freundschaft wächst. Der Philosoph schreibt: „Diese Form der Freundschaft ist immer auch lustvoll und nützlich für die Beteiligten, wird aber nicht primär deshalb erstrebt.“

Wenn die auf Nutzen oder Spaß basierende Freundschaft nicht mehr nützlich oder spaßig sei, dann laufe sie aus, ohne dass sie beendet werden müsse. Anders sei das bei der dritten Form: Stelle man fest, dass man jemanden in der Meinung, er habe einen guten Charakter, geliebt habe, er sich aber als schlechter Mensch entpuppe, sei es laut Aristoteles angemessen, diese Freundschaft zu beenden. Ebenso, wenn einem jemand vorgaukele, er sei ein Freund aufgrund meines guten Charakters, mich aber als Freund haben will, weil ich ihm nutze. Ich finde das interessant, kann uns da aber nicht so recht einordnen. Meine Freundin hat es beendet, obwohl diese Freundschaft meiner Meinung nach zur dritten, zur selbstlosen Art gehörte.

Acht Wochen sind inzwischen vergangen. Wir schreiben uns alle paar Tage, meistens tauschen wir Literaturtipps aus und schreiben über Bücher, die wir beide gelesen haben. Stets halte ich das Hin und Her am Laufen. Meine Freundin scheint die Freundschaft weniger zu wollen als ich. Aber ein Anfang ist gemacht. ◀

# Spitzen im Schnee



Der Skipionier Klaus Obermeyer aus Oberstaufen brachte Gary Cooper und vielen anderen das Skifahren bei. Mit 97 Jahren geht er immer noch auf die Piste. Von Franziska Horn

**M**r. Aspen feiert seinen Geburtstag in Colorado wie jedes Jahr: mit bayerischer Blaskapelle, Alphorn und Apfelstrudel mit Schlagsahne. Dazu jodelt er. Was sich Klaus Obermeyer wünscht zum 97. Geburtstag? „Dass ich 103 Jahre alt werde. Dann kann ich sagen, dass ich ein ganzes Jahrhundert Ski fahre.“ Der Skiveteran wollte das Skifahren und überhaupt den Sport so komfortabel wie möglich machen. Das ist ihm gelungen – und vieles mehr. „Am Ende“, sagt Obermeyer, „kriegst du, was du willst.“

Der Willy Bogner Amerikas begann als Skilehrer, gründete ein eigenes Sportswear-Label und half dabei, den Ruf des Millionärsdorfs Aspen in den Rocky Mountains aufzubauen. Im Grunde aber ist er ein Allgäuer Naturbursch' geblieben, eine Frohnatur mit Unternehmerteil. Vom Tellerwäscher zum Millionär: Obermeyer lebt den amerikanischen Traum. Er hat seine Geschichte Hunderte Male erzählt und jedes Mal gern. Mit einer Begeisterung, als könne er sein Glück kaum fassen. Wenn er erzählt, klingt es, als ob alles erst gestern geschehen wäre.

Klaus F. Obermeyer kam am 2. Dezember 1919 in Oberstaufen zur Welt. Sein Vater war der Kunstmaler Heinrich Obermeyer, bekannt für sein fröhliches Naturell, seine Mutter Mina Pinkus Textilkaufräuerin mit Geschäftssinn. Mit drei Jahren beobachtete Klaus zum ersten Mal, wie drei Nachbarn auf Ski einen Hügel herunterglitten. „Ich war absolut fasziniert.“

Zu Hause griff sich der Vater eine Orangenkiste aus Kastanienholz; seit er als Maler durch Italien gereist war, bestellte er sich die Zitrusfrüchte aus dem Süden. Er entfernte zwei Latten, und zum Leidwesen der Mutter nagelte der kleine Klaus seine besten Hausschuhe auf die Bretter, die mit den Schnallen. Er band die Bretterspitzen mit einem Bindfaden hoch und wickelte ihn sich ums Knie. Es waren seine ersten Ski. „Nach vorn beugen durfte ich mich allerdings nicht, dann waren ja die Spitzen weg“, sagt er und lacht. „Das war der Anfang, das hat alles verändert. Denn Skifahren ist mein Leben.“

Mit vier bekam er richtige Ski zu Weihnachten geschenkt, mit echten, gebogenen Spitzen. „Was für ein Luxus!“ Sie stammten von Marius Eriksen aus Oslo, Vater des späteren Olympiasiegers Stein Eriksen. „Die Ski öffneten mir die Berge, ja, die ganze Welt. Wir Kinder übten

uns vor allem im Schussfahren und im Springen, weil wir ja keine Kurven fahren konnten.“ Mit zwölf gelang ihm der erste Salto – er war damit lange Dorfgespräch.

Später ging er klettern und bergsteigen, mit den ersten Kurzski auf die Gletscher der Gipfelriesen und entwickelte sich zum versierten Alpinisten.

Das Skifahren liebt er mit 97 Jahren noch so wie damals. „Skifahren gibt dir Freiheit, und du lernst da draußen die Schönheit der Natur schätzen.“ Diese Freiheit ist ihm wichtig. Er studierte Luftfahrttechnik, arbeitete während des Zweiten Weltkriegs als Flugzeugingenieur für Dornier in München. Als der Krieg vorbei war, wollte er dem engen Nachkriegsdeutschland entfliehen. 1947 ging er nach Amerika. 15 Tage fuhr er mit einem Liberty-Frachtschiff bei Sturm über den Atlantik. Mit zehn Dollar und zwei Paar Lederhosen im Gepäck kam er an.

Doch Firmen wie Boeing stellten keine Ingenieure mehr ein, nach dem Krieg sank die Nachfrage nach Bom-

bern der Luftwaffe. „Also rief ich den Friedl Pfeifer von der Aspen Ski School an. Er sagte: Ja, komm, kannst für mich unterrichten.“ Pfeifer zählt wie Obermeyer zu den Gründungsvätern Aspens. Der Rennläufer stammte aus St. Anton am Arlberg und lernte dort in der Schule von Hannes Schneider das Skifahren – der wiederum als Schauspieler und Skipionier die bekanntesten Bergfilme dieser Zeit gedreht hatte: „Der weiße Rausch“ mit Regisseur Arnold Fanck und „Die weiße Hölle vom Piz Palü“ mit Leni Riefenstahl.

Friedl Pfeifer war schon 1938 in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Er trainierte die Infanteristen der zehnten Gebirgsdivision nach dem Vorbild der alpinen Gebirgsjäger und lernte dadurch Aspen kennen, damals eine verlassenere Geisterstadt. Um 1900 galten die Silberminen dort als die ergiebigsten Nordamerikas, doch der Boom ebte ab. Pfeifer erkannte: Der neue Bodenschatz von Aspen ist – der Schnee. Er erschloss die Resorts Aspen Mountain und Buttermilk, baute den ersten Sessel-



Alte Schule: Als Obermeyer 1947 in Amerika ankam, hatte er zwei Paar Lederhosen im Gepäck.



Aspen Style: Bis heute lehrt und liebt man auf den Pisten des Millionärsdorfs in den Rocky Mountains das lässige Cruisen.

lift und gründete die Aspen Skiing Corporation. Obermeyer traf im Dezember 1947 in Aspen ein. Sein erster Eindruck? Negativ. „Es war grau und kalt. Dieser Ort wird es nie zu was bringen“, dachte er sich. Er wollte schnell wieder weg.

Doch dann schneite es über Nacht, und am Morgen brachte die Sonne den Schnee zum Glitzern. Obermeyer war hingerissen. Er erkannte die besondere Qualität des Schnees. „Er war wie Champagner, so trocken und ‚fluffy‘ wie in Europa vielleicht in 3000 Meter Höhe.“ Er blieb. Zehn Skilehrer gab es zu dieser Zeit. Obermeyer verdiente zehn Dollar pro Tag.

Heute arbeiten rund 1500 *ski instructors* in den vier Resorts Snowmass, Buttermilk, Aspen Mountain und Aspen Highlands, die zusammen etwa 500 Pistenkilometer bieten. Bis heute unterrichten die Skilehrer den „Aspen Style“, ein entspanntes, lässiges Cruisen über die Pisten. „Dabei stammt der Stil ursprünglich von Hannes Schneider und seiner Arlberg-Technik“, sagt Obermeyer. Als er in Aspen eintraf, hatte Pfeifer gerade seinen ersten Einsitzer-Sessellift fertig gestellt, er hieß „Ski-Lift No. 1“. Damals war er mit gut zwei Kilometern der längste der Welt, eine Bergfahrt dauerte 15 Minuten. Ein Superlativ und ein Problem: Die Leute froren bei der langen Auffahrt in ihren simplen Wollmänteln.

Die Nor machte erfindertisch. Aus Angst, seine Schüler und damit sein Honorar zu verlieren, zerschnitt Obermeyer die gesteppte Bettdecke, die seine Mutter Mina ihm aufgedrängt hatte. „Die Federn sind dabei geflogen wie der Schnee.“ Er nähte die Teile zu einem Parka um – es war der Prototyp des ersten Daunen-Stepp-Anoraks. „Ich sah aus wie ein Michelin-Männchen und hatte wochenlang Gänsefedern im Frühstück.“

Doch die Idee funktionierte. Er verkaufte das wegweisende Modell für 250 Dollar an einen Freund und Skischüler – den Schauspieler Gary Cooper. „Ein Tages-Liftticket kostete damals vier Dollar, ein Haus 400 Dollar, ein Buick samt Autoradio um die 1250 Dollar. Mein Jacken-Deal war also ein gutes Geschäft.“

Später richtete er eine Werkstatt ein, in der 17 Näherinnen arbeiteten. Mit dem späteren Skifilmer Warren Miller reiste er bis an die Westküste. Sie versuchten ihr Glück als Verkäufer von Sport-Accessoires und lebten aus dem Auto. Geld für Motels hatten sie nicht. Warren verkaufte Skischuh-Schnürsenkel aus Nylon mit farbigen

Enden, Klaus seine importierten „Koogie-Ties“, flauschige Woll-Pompons, zur Fliege gebunden. „Der letzte Schrei bei uns in Europa“, so pries er die Ware an.

„Eine Jacke ist wesentlich leichter zu konstruieren als ein Flugzeug“, sagt Obermeyer. Er gründete Sport Obermeyer und importierte Ausrüstung aus Europa. Was es in der Alten Welt nicht zu kaufen gab, erfand er: den Skistopper, leichte Alu-Stöcke, eine Höhen-Sonnencreme – schließlich liegt Aspen auf 2400 Meter Höhe, umgeben von Viertausendern. „Ich musste mir einiges einfallen lassen, damit mir meine Gäste weder verbrennen noch erfrieren.“ Er lancierte verspiegelte, unzerbrechliche Sonnenbrillen und den Turtle-neck-Skipulli. Er arbeitete zwölf Jahre lang als Skilehrer, gab Prominenten Privatstunden, zum Beispiel „Tarzan“-Darsteller Lex Barker und der Schauspieler Ingrid Bergman. Deren Ehemann Petter Lindström, heißt es, sei so eiferstüchtig auf Klaus und seinen Skilehrer-Schmäh gewesen, dass er sich heimlich zwischen den Bäumen versteckt habe, wenn Ingrid



Schuss jetzt: Klaus Obermeyer im Rennmodus

Bergman auf die Übungspiste ging. 1965 heiratete Obermeyer. Seine erste Frau modelte für ihn und entwickelte mit ihm seine Designs: Margaret Hepburn Perry, genannt Nome, ist eine Nichte der vierfachen Oscar-Preisträgerin Katharine Hepburn. Sie bekamen zwei Söhne und eine Tochter.

„Es gab so viele Möglichkeiten, die Dinge zu verbessern, wenn man den Sport aus tiefstem Herzen liebt“, sagt Obermeyer. „Heute tragen Hunderttausende unsere Modelle.“ Bis heute arbeitet der Chef in der Firma mit. Er hat 35 Mitarbeiter in Aspen und 20 in Denver. Gefertigt wird in Asien. Seit 25 Jahren konzentriert sich das Unternehmen auf Sportmode, es verkauft in den Vereinigten Staaten, Kanada, Japan, Russland, China und Neuseeland. Obermeyer hält sich unter anderem mit Schwimmen fit. „Täglich eine halbe Meile, das heißt, ich schaffe es in einem Jahr von Aspen nach Denver und im nächsten Jahr zurück.“ Dazu macht er Aikido und fährt natürlich Ski, an 130 Tagen pro Saison – mit 97 Jahren. „Die Pisten sind mein Labor für neue Ideen und Erfindungen.“

In seinem Unternehmen gibt es eine unkonventionelle Regel, die „Powder Rule“: Hat es über Nacht mehr als sechs Inches (gut 15 Zentimeter) geschneit, darf die Belegschaft morgens Skifahren gehen und später zur Arbeit erscheinen. „Manchmal wird das Maß jedoch auch diagonal angewendet“, sagt er und grinst. An solchen Neuschneetagen senden die Radiostationen von Aspen morgens den „Obermeyer-Signatur-Yodel“. Und jeder weiß: Es gibt frischen Schnee! Bei aller Naturverliebtheit zeigt sich der Unternehmer auch umweltbewusst. Er experimentiert mit Kokosnusssfasern und verwendet Materialien, die naturverträglich sind, das ist ihm wichtig.

Wie Aspen zu dem wurde, was es ist? „Ach, es hat viele tolle Leute hergezogen, wie Walter Paepcke aus Chicago, intelligente Leute mit positiver Energie, da ist mein Anteil nur ein kleiner Part.“ Paepcke gründete das Aspen Institute und holte den österreichischen Bauhaus-Künstler Herbert Bayer in die Rocky Mountains. Wer heute in Aspen skifahren geht, findet sich zwischen Internet-Milliardären und Extremskifahrern wieder. Begonnen hat diese illustre Gesellschaft mit Leuten wie Pfeifer und Obermeyer. Sie lockten einst Schauspieler an, um für das Resort zu werben. 50 Jahre nach seiner Ankunft wurde der Allgäuer Klaus Obermeyer 1997 in der Ski and Snowboard Hall of Fame von Colorado verehrt. ◀

*Frau Strubel, was ist eigentlich so schön am Skifahren?*

Skifahren ist unglaublich vielfältig. Mit Abfahren und Langlaufen gibt es zwei ganz verschiedene Disziplinen, und abfahren kann man im Tiefschnee, auf der Piste, in der Halfpipe, mit Rockern, Carvern oder Fatboys... Der Geschwindigkeitsrausch und das Gefühl, mit dem Berg gewissermaßen zusammenzuarbeiten, sind etwas Grandioses. Beim Langlauf ist es erhebbend, über ein Hochmoor dahinzugleiten. Die Schneekristalle glitzern in der Luft, die Loipe ist perfekt gefräst, das Wachs stimmt. Schwerelos gleitet man durchs Weiß.

*Es geht um das Naturerlebnis?*

Ja, um die Schönheit, aber auch das Unwirtliche des Winters und darum, den Körper und die eigene Kraft der Kälte auszusetzen, sich an ihr zu messen. Die Verbindung von unterschiedlichsten körperlichen Herausforderungen und ästhetischem Erlebnis – das reizt mich besonders am Skifahren.

*Kann einen das Skifahren verändern?*

Auf jeden Fall. Als Skifahrerin bin ich vom Wetter und von den natürlichen Gegebenheiten abhängig. Man entwickelt ein Bewusstsein dafür, dass sich nicht alles kontrollieren lässt, und lernt gute Momente stärker zu schätzen. Skifahren macht auch den Kopf frei. Draußen in der Loipe oder auf der Piste ist es manchmal so, als würde der Schneewind unter die Schädeldecke fegen und die Knoten lösen. Probleme relativieren sich, man wird gelassener. Im Langlaufen sehe ich übrigens eine Parallele zum Romanschreiben. Beides hat mit Ausdauer zu tun und funktioniert nur, wenn das Material stimmt: Schnee und Wachs oder eben die Sprache. Beides verlangt ein gutes Gefühl für Rhythmus. Und man darf nicht aufgeben. Ist man über die Schwachstelle hinweg, gibt es einen zweiten Schub.

*Finden Sie beim Skifahren Inspiration?*

Langlaufen hat etwas Meditatives. Die relativ gleichförmige Bewegung führt dazu, dass die Gedanken ungezielt strömen. So kann mir etwas Abwegiges in den Sinn kommen, das sich dann als Lösung für ein Problem in meinem Text herausstellt, an dem ich tagelang erfolglos herumgetüftelt habe. Beim Abfahren geschieht so etwas auch, aber eher im Lift als auf der Piste. Und dann nur, wenn sie nicht schwarz ist.

*Lernt man beim Skifahren was fürs Leben?*

Ich denke schon. Das Hinfallen beispielsweise ist das Erste, was man beim Skifahren lernt. Und man macht die Erfahrung, dass beim Sturz nicht immer gleich das Leben verloren geht. Beim nächsten Mal stürzt man schon eleganter oder gar nicht. Ein guter Ansatz für den Alltag, finde ich. Wer das reale Aufstehen nach dem Fall früh trainiert, entwickelt vielleicht im übertragenen Sinn eine größere Sicherheit im Umgang mit Schwierigkeiten. Auch die Überwindung von Angst ist beim Skifahren wichtig. Man lernt, dass es manchmal nützt, sich auf die Gefahr zuzubewegen. Als Abfahrerin muss ich mich ja dem Abgrund entgegenlehnen, darf nicht davor zurückscheuen. Nur so komme ich sicher unten an. Einmal hatte ich nach einem schweren Sturz einen solchen Schock, dass ich nicht mehr in der Lage war, auch nur eine blaue Piste hinunterzufahren. Ich wusste, wie es geht, konnte das aber nicht in angemessene Bewegungen übersetzen. Mentale Verkrampfungen gibt es ja auch in anderen Situationen, nur weniger anschaulich. Da hilft es, eine Ahnung für den Grund des eigenen Unvermögens zu haben.

*Wann haben Sie Skifahren gelernt?*

Langlauf mit drei Jahren. Mein Vater war Sportlehrer, wir fuhrten jedes Jahr in den Winterurlaub. Aber in der DDR gab's kein Hochgebirge, und so bin ich erst mit elf in Bulgarien zum ersten Mal die Piste runtergefahren.

*Als Skianfänger ist man schnell mal frustriert: die Stürze, die Kälte, die Anstrengung...*

Grundsätzlich mochte ich die Anstrengung, die Kälte. Gleichzeitig gab's Momente, in denen ich es hasste: abgefrorene Zehen, nasse, eisige Klamotten, damals gern noch aus Wolle. Schrecklich! Und die Wut, die ausbricht, wenn man immer wieder hinfällt und die Ski nicht das machen, was man will. Jeder, der anfängt, bricht irgendwann in so ein Wutgeheul aus, als wäre er noch in der Trotzphase. Das gehört dazu. Und nur, wer

# „Skifahren hat mit Hingabe zu tun“

Schriftstellerin und Skifahrerin  
Antje Rávic Strubel übers Stürzen  
und Wiederaufstehen, das  
Überwinden von Angst und  
Sinn und Sinnlichkeit auf der Piste

darüber hinwegkommt und weitermacht, verliebt sich. Die anderen geben auf.

*In einem Interview mit der „Neuen Zürcher Zeitung“ äußerte die Sexualtherapeutin Ruth Westheimer die Ansicht, Skifahrer seien sexier und womöglich die besseren Liebhaber, denn:*

„Sie geben eine Risiko ein, sind draußen, bewegen den Popo und können sich danach was erzählen.“ Ist da was dran? Als Skifahrerin stimme ich natürlich sofort zu! Beim Skifahren geht es wie beim Tanzen um Körperbeherrschung, um ein Verständnis von Bewegungsabläufen, auch solchen, die der Intuition zuwiderlaufen. Man entwickelt ein Rhythmusgefühl, auch ein Gespür für die Grenzen der eigenen körperlichen Fähigkeiten und wie sie sich erweitern lassen. Außerdem hat Skifahren mit Hingabe zu tun; ich überantworte mich dem Berg, dem Schnee. Das ist sinnlich. Wer sich selbst in seinem Körper besser versteht, entwickelt auch mehr Feingefühl für die Interaktion mit anderen.

*Wie hoch ist der Flirtfaktor beim Skifahren?*

Kommt aufs Alter an, würde ich sagen. Auf jeden Fall steigt er mit dem Alkoholpegel.

*Das Flirten hat eher mit dem Alkohol zu tun als mit dem Skifahren?*

Den Eindruck habe ich, ja. Beim Skifahren selbst flirte ich bestenfalls mit der Landschaft. Das andere ist dem Après-Ski vorbehalten, dem geselligen Beisammensein, befeuert vom Alkohol. Der wirkt natürlich schneller nach viel Bewegung an frischer Luft. Außerdem ist der Skiurlaub eine Ausnahmesituation, fern vom Alltag. Da steigt der erotische Pegel grundsätzlich. Allerdings sinkt er sofort wieder, wenn der Angeflirtete am nächsten Morgen in Skiunterwäsche beim Frühstück erscheint.

*Frau Westheimer sagte in ihrem Interview auch, sie habe viele Ehekräche auf der Skipiste beobachtet, vor allem bei Paaren, die nicht gleich gut im Skifahren sind.*

Man sollte als Paar jedenfalls nie versuchen, sich gegenseitig das Skifahren beizubringen. Auch das ist wie beim Tanzen. Ein gemeinsamer Tanzkurs kann für beide zu einer echten Prüfung werden. Wenn sich das skifahrerische Können der Partner sehr unterscheidet, ist es klug, in einer Gruppe unterwegs zu sein.

*Haben Sie eine Erklärung für den Après-Ski-Wahn beim Skifahren?*

Als ich „Gebrauchsanweisung fürs Skifahren“ schrieb, stellte ich fest, dass die Engländer Après-Ski erfunden haben. Ein Dr. Henry Lynn führte Ende des 19. Jahrhunderts die Pauschalreise ein und brachte Engländer nach Chamonix. Nach dem Skitag fand man sich bei gutem Essen und anschließend zum Tanz zusammen. Eigentlich eine schöne Idee. Die Alkoholexzesse von heute, von denen man noch morgens in der Gondel umnebelt wird, sind dagegen eine der negativen Seiten des Skifahrens, neben der Mentalität des Lauter, Größer, Mehr, wie sie in den Riesen-Skigebieten praktiziert wird. Das ist nur noch Massenabfertigung. Selbstbedienungskantinen haben oft die uralten Hütten verdrängt.

*Haben Sie manchmal ein schlechtes Gewissen als Skifahrerin, auch aus Umweltgründen?*

Absolut. Ein Skifahrer verbraucht pro Tag etwa so viel Energie wie ein Kühlschrank in zwei Wochen. Wenn man sich den Klimawandel vor Augen führt, leuchtet es ein, warum besonders uns Skifahrern daran gelegen sein sollte, diese Energiemenge zu reduzieren. Sie zerstört schlichtweg die Grundlage für den geliebten Sport. Die Skigebiete schmelzen weg. Ich kann meinen Urlaub bewusster gestalten, mit dem Zug statt mit dem Auto fahren, keine Klamotten mit umweltschädlichen Membranen kaufen, Imprägniermittel vermeiden oder mir Gasthäuser suchen, die Umweltstandards einhalten. Natürlich müssten auch die Betreiber der Skigebiete endlich umdenken. Da gibt es dringende Nachholbedarf.

*Die Fragen stellte Bernd Steinle.*



Antje Rávic Strubel, geboren 1974 in Potsdam, veröffentlichte unter anderem die Romane „Tupolew 134“, „Sturz der Tage in die Nacht“ und „In den Wäldern des menschlichen Herzens“. Auch als Übersetzerin von Autorinnen wie Joan Didion machte sie sich einen Namen. Zuletzt erschien von ihr im Piper-Verlag „Gebrauchsanweisung fürs Skifahren“.

FOTO: ZARA ALEXANDER

  
**FESTINA**  
Uhren seit 1902

TIME TO LIVE

BY GERARD BUTLER



GEWINNEN SIE EINE REISE NACH  
HOLLYWOOD FÜR 2 PERSONEN

Die Teilnahmebedingungen können Sie hier einsehen:  
[FESTINATIMETOLIVE.COM](http://FESTINATIMETOLIVE.COM)



Hier oben wohnten die Reichen, die Schönen und die Kaiser. Noch die Ruinen der Paläste auf dem Palatin, einem der sieben Hügel Roms, strahlen majestätisch. Alles lag unter den Herrschern: Circus Maximus, Forum Romanum und die ganze Stadt. Das gab Augustinus und seinen Nachfolgern bestimmt ein gutes Gefühl.



Auch die Engelsburg ist gut für herrliche Perspektiven. Nach vorn blickt man auf den Tiber. Aus der Sala Paolina des Papstes Paul III. (im Bild) sieht man auf die belebten Straßen der Stadt. Aus dem Café oben schaut man auf den Petersdom und den Passetto di Borgo, den mittelalterlichen Fluchtgang der Päpste. Nur Illuminati sind nicht zu sehen.

An der Via dei Condotti, die auf die Spanische Treppe zufführt, sind die Luxusläden aufgereiht – vor allem italienische wie Zegna, Ferragamo, Max Mara, Moncler oder Tod's. Am meisten fällt Gucci auf: Die Bemalung des Schaufensters ist keine antikapitalistische Aktion, sondern höchst kapitalistische Eigenwerbung.



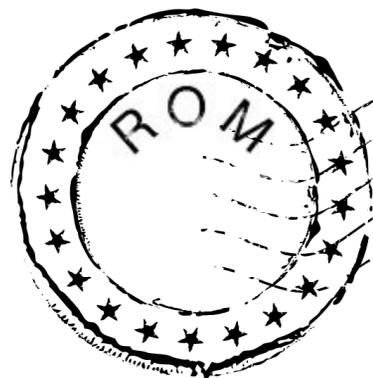
Irgendwann ist auch mal gut mit der Stadt – die schon deshalb so laut ist, weil die alten Römer vergessen haben, eine U-Bahn zu bauen, so dass nun alle mit dem Auto fahren. Also rüber nach Trastevere gehen, einen Espresso im Straßencafé trinken, in den Orto Botanico setzen, den botanischen Garten der Universität, und beim Koi-Karpfen-Gucken entspannen.



Ach, diese Italiener haben einfach mehr Spaß am Leben! Und diese lustigen Autos! In diesem Bild kommen die zwei Eigenschaften ganz gut zusammen. Viele Touristen erfreuen sich an diesem Cinquecento. Denn wie so viele Autos des Typs Fiat 500 überkompensiert er seinen kleinen Wuchs mit reicher Deko.



# Grüße aus



Die ewige Stadt kann man immer besuchen, am liebsten im Winter, wenn sie sich mild zeigt.

*Von Alfons Kaiser*



Die Italiener machen das beste Speiseeis. (Wer etwas anderes behauptet: bitte weiterblättern.) Der Beweis heißt Giolitti. Der Punto Gelato an der Via dei Pettinari ist ein weiteres Beispiel. Allein sieben Sorten Schokoladeneis! Und das auch mitten im Winter, wenn in deutschen Eisdielen Pelzmäntel verkauft werden.



Kunsthandwerk ist hier noch Kunst und Handwerk. Das schönste Spielzeuggeschäft ist sicher Barlucchi – für Ladengestalter und Handelsfachleute ein Fest. Aber auch kleine Geschäfte ziehen mit großen Pinocchio-Figuren und kräftigem Gehobel Blicke auf sich. Manche Figuren ähneln Horrorclowns. Aber egal: Hauptsache *autentico*.

## Reisen Sie in den natürlichen Luxus CAYO SANTA MARÍA



IT'S TIME FOR CUBA  
#TimeForCuba

DISCOVER MELIÁ CUBA  
DOWNLOAD OUR NEW APP

Download on the App Store



# „Ich führe gerne Wein im Munde“

Hermann Fürst von Pückler-Muskau war „Gutschmecker“ und Weinliebhaber. In den Tafelbüchern hielt er jedes Essen fest. Die Listen sind von kulturhistorischem Wert.

Von Daniel Deckers



Fürst Pückler schuf viele Parks, unter anderem in Bad Muskau (unten). In späteren Jahren widmete er sich mehr dem Wein.

Was für ein Leben! In seinen Jugendjahren hatte er so viel Geld durchgebracht, dass er fast enterbt worden wäre. 1815 hätte er in Waterloo beinahe sein Leben verloren. Und wie durch ein Wunder trugen ihm all die amourösen Abenteuer keine Krankheiten zum Tode ein. Hermann Heinrich Ludwig Graf von Pückler-Muskau, 1785 als Erbe einer sächsischen Standesherrschaft an der Lausitzer Neiße geboren, war der Nachruhm weiß Gott nicht in die Wiege gelegt.

Im Jahr 1817 schloss Pückler eine Konvenienz-Ehe mit der geschiedenen Lucie von Pappenheim, geborene von Hardenberg-Reventlow. Die reiche Mitgift seiner „Schnucke“ war schnell aufgezehrt. 1826 ließ sich Pückler pro forma scheiden und brach nach England auf. Als Dandy auf Brautschau hinterließ der Fürst (so durfte er sich seit 1822 nennen) so viele Spuren, dass Charles Dickens ihn in den „Pickwick Papers“ als einen nicht akzentfrei sprechenden „Count Smortork“ verewigte.

Prince Pickle nahm es mit Gleichmut. Seine Reisetagebücher, nach seiner Rückkehr nach Muskau unter dem Titel „Briefe eines Verstorbenen“ veröffentlicht, zählen zum Besten, was über das England des Regency geschrieben wurde. Und sie verkaufen sich besser als alles, was Goethe und Heine zu Papier gebracht hatten. Pückler war gerettet – und schon bald wieder auf Reisen. Als „Semilasso“ (Halbmüder) bereiste er Europa und Ägypten.

Wofür der Fürst all das Geld ausgab? Über mehr als fünf Jahrzehnte hinweg legte er Parks von europäischem Rang an, nicht nur in Muskau. In Babelsberg hatte er auf Bitten des preußischen Prinzen Wilhelm seine Hände im Spiel. Sein Meisterwerk wurden Schloss und Park Branitz bei Cottbus. Er selbst attestierte sich eine seltsame Krankheit: „Parkomanie“.

Als Pückler die englischen Landschaftsgärten nach der Befreiung Europas von Napoleon zum ersten Mal sah, war er 30 Jahre alt. Als er 1828 brautlos von seinem dreijährigen Aufenthalt in England und Irland nach Muskau zurückkehrte,

stand er im fünften Lebensjahrzehnt. Und jetzt, 1866, in Branitz?

Alt war der Fürst geworden – und so einsam, wie man es damals im Alter von mehr als 80 Jahren nur sein konnte. Karl August Varnhagen von Ense war vor zehn Jahren gestorben, Karl Friedrich Schinkel schon viel länger tot, seit vier Jahren vermisste er seinen Jugendfreund Leopold Schefer, den Dichter und Komponisten, und schon seit zwölf auch Lucie. Die Fürstin lag seit 1854 unweit von Schloss Branitz begraben – obwohl oder vielleicht weil sie nie die vielen Leidenschaften ihres „Lou“ teilte. „Entschuldige diese Weindigression“, hatte ihr der Fürst am 20. November 1826 geschrieben, „welche Dich, die nur Wasser trinkt, eben nicht sehr interessieren kann, aber Du weißt einmal, ich schreibe für uns Beide, und mir, ich gestehe es, ist der Gegenstand nicht unwichtig. Gern, führe ich Wein im Munde“.

Auch das war Hermann Fürst Pückler-Muskau: Ein „Gutschmecker“, wie er sich in diesem Brief bezeichnete, ein „zu großer Freund der Gastronomie“, wie er später in Würzburg festhielt, und ein Weinkenner von Gnaden, wie seine Korrespondenz erkennen lässt. Der Fürst war derart um seinen Nachruhm besorgt, dass er von vielem, was er handschriftlich aufsetzte, mittels ingenieuser Maschinerie Kopien anfertigte. Heinrich Masser alias Herr Billy, sein kleinwüchsiges Faktotum, ließ er Tafelbücher führen. Auch am 16. Juni 1866.

Wieder einmal herrschte Krieg. Großdeutsch oder kleindeutsch, Preußen oder Habsburg, die entscheidenden Schlachten wurden in Böhmen geschlagen. Prinz Albrecht von Preußen machte auf Schloss Branitz Station. „Pilzsuppe, Sardines à l’huile, Hecht italienisch, Rindsfilet mit Gemüse, milder Schweinsrücken mit Johannisbeer-gelee, Spargel, Kirschkuchen, sizilianisches Eis“. Das waren ein paar Gänge mehr als die gewöhnlichen vier. Als Wein: Madeira vorneweg, Bordeaux, Rheinwein, Champagner, English Ale und zum Schluss ein Getränk, das der nicht immer ganz sattelfeste Herr Billy mit Burnabad bezeichnete. Drei Wochen später waren die Österreicher besiegt.

Gleich fünf Tafelbücher hat Fürst Pückler hinterlassen. Die Überlieferung setzt 1845 ein, nach dem Verkauf von Muskau und dem Umzug nach Branitz. Tag für Tag hielt man fest, wer zu Gast war, welche Speisen gereicht wurden und mit welchen Still- und Schaumweinen sich die Gläser am Abend füllten.

Man kann staunen über das luxuriöse Raffinement einer fürstlichen Haushaltung fernab der Metropolen. Es fuhren noch Postkutschen, aber es gab längst Mittel und Wege, frische Austern, schwarze Trüffel, feinstes Olivenöl oder auch wertvolle Zigarren in fast jeden Winkel Europas zu transportieren. Staunen kann man auch angesichts der vielen originellen Gerichte, die im Speisezimmer serviert wurden. „Karpfen à la Chambord“ oder mit „Ragout Financière“, „Aal blau mit Tartarsauce“, „Pastete vom Fasan mit Absinth“, „Rehrücken mit Moskower Sauce“ und „Rindsbrust mit Sardellensauce“, zum Dessert gerne auch Pudding à la Nesselrode und Weingelee – oder auch Eis, das bei ihm nicht Fürst-Pückler-Eis hieß.

Gute Weine müssen im Weinkeller von Schloss Branitz in Unmengen gelagert worden sein. Mit Branntwein haltbar und lagerfähig gemachte schwere Weine wie Madeira, Port oder Malaga oder auch Sherry stehen in den Tafelbüchern stets an erster Stelle. Sie wurden als Aperitif ge-

In Jhr 1858.

Les Annales journalières du Grand Seigneur

Date	Personen	Speisen	Weine
Juli 13	Herr Fürst Herr Dr. Richter Herr Abbe von Halle Herr Billy	Suppe mit Trüffel Küchlein von Kollatsch Fische Filet Frischmilch Kaffee Tafel Sardines Bismarck Bismarck Bismarck	Pale Sherry Ludwig Bismarck Champagner
Juli 14	Herr Fürst Herr Billy	Suppe Küchlein von Kollatsch Fische Filet Frischmilch Kaffee Tafel Sardines Bismarck	Ludwig Champagner
Juli 15	Herr Fürst Herr Varnhagen von Ense Herrin von Ludwig Herr Billy	Suppe Küchlein von Kollatsch Fische Filet Frischmilch Kaffee Tafel Sardines Bismarck	Pale Sherry Ludwig Bismarck Champagner
Juli 16	Herr Fürst Herr Varnhagen von Ense Herrin von Ludwig Herr Oberst Herrin von Ludwig Herr Billy	Suppe Küchlein von Kollatsch Fische Filet Frischmilch Kaffee Tafel Sardines Bismarck	Pale Sherry Ludwig Bismarck Champagner
Juli 17	Herr Fürst Herrin von Ludwig Herr Varnhagen von Ense Herr Oberst Herrin von Ludwig Herr Billy	Suppe Küchlein von Kollatsch Fische Filet Frischmilch Kaffee Tafel Sardines Bismarck	Pale Sherry Ludwig Bismarck Champagner
Juli 18	Herr Fürst Herrin von Ludwig Herr Varnhagen von Ense Herr Oberst Herrin von Ludwig Herr Billy	Suppe Küchlein von Kollatsch Fische Filet Frischmilch Kaffee Tafel Sardines Bismarck	Pale Sherry Ludwig Bismarck Champagner

Zu Gast war auch Herr Varnhagen von Ense: Aus den Tafelbüchern, hier aus dem Jahr 1858, lässt sich viel über das Leben auf Schloss Branitz lernen – auch über die verblüffend internationale Herkunft der Weine.

die langweiliger sind als die von Metz nach Paris, und eine Serie ärmlicherer, delabrierter Flecken und Dörfer, wie trauriger Städte darbieten. Nur das Tal von Epernay und Sillery ist lachend, nirgends aber trinkt man (in den Gasthöfen) schlechteren Champagner.“ Es gab nur eine Chance: die Weine direkt „aus den Ländern zu beziehen, wo sie wachsen“.

Zum Glück fertigte der Fürst auch von seiner gastronomischen Korrespondenz zuweilen Kopien an. In der Kultur- und Konsumgeschichte des Weins einzigartig sind seine Briefwechsel mit Bodelaier und Burgunder négociants, Berliner und Hamburger Weinhändlern wie Borchardt und Lorenz Meyer sowie den Champagnerproduzenten Heidsieck und Mumm.

Aus fast allen Himmelsrichtungen trafen in Branitz in Kanzleischrift abgefassete Schriftstücke ein, in denen Proben der erlesensten Weine offeriert wurden, verfasst in drolligem Deutsch. „Dieser Bericht war unter Druck als ich erfuhr, dass man sich entschlossen auch die feinen 1856 wegzukaufen und zwar zu den 1854er Preisen“, hieß es im Postskriptum eines Schreibens der Bodelaier Weinhandlung Duffour-Debate fils „an seine Freunde und Korrespondenten“ vom 24. Dezember 1856.

So sehr Pückler Qualität schätzte, so sehr ging er mit Weinen und Händlern ins Gericht, die ihm nicht das lieferten, was er erwartete und für das er fast jeden Preis zahlte. „Es ist mir sehr unangenehm, Sie benachrichtigen zu müssen, dass nachdem ich 200 halbe und fünfzig ganze Flaschen Champagner von derselben Qualität wie früher bei Ihnen bestellt hatte, ich nun, da der Wein angekommen, zu meinem größten Verdruss, nachdem ich von vier verschiedenen Flaschen gekostet, finde, daß dieser mir gesandte Wein einen mir ganz fatalen fettigen Beigeschmack hat, so daß ich ihn weder selbst zu trinken noch meine Gästen vorzusetzen im Stande bin“, hieß es am 21. April 1850.

Einem anderen Händler erging es nicht besser: „Ihr Kommissionär in Berlin hat mir hundertzwanzig halbe Flaschen eines Champagnerweins geschickt, der so viel schlechter war als der vorige, dass ich verpflichtet bin Ihnen mitzuteilen, dass ich ihn nicht akzeptieren kann.“ schrieb Pückler am 5. November 1856 den *propriétaire-négociant* A. Sergent et Cie. in Mareuil-sur-Ay in der Champagne. In den Tafelbüchern ist von Misstönen nichts zu spüren – die Gäste bekamen nur Weine, die der Fürst für gut befunden hatte.

Tag für Tag hielt Herr Billy fest, was Küche und Keller hervorbrachten. Die Aufzeichnungen brachen ab am zweiten Weihnachtstag 1870. „Der Herr Fürst – krank“ stand noch einige Tage in der Spalte, in der sonst Könige, Prinzen, Gräfinnen, Superintendenten und Oberförster verzeichnet waren. Am 4. Februar 1871 starb Hermann Fürst von Pückler-Muskau auf Schloss Branitz. Er wurde 85 Jahre alt. Was für ein Leben!



FOTOS: STIFTUNG FÜRST PÜCKLER-MUSKAU, PARK UND SCHLOSS BRANITZ, DPA, ARCHIV

reicht. Die französischen Rot- und Süßweine stammten zumeist aus dem Bordelais: Château Larose, Château Léoville, Château Margaux, Château Ranzau, Sauternes und Chateau d’Yquem. Burgunder wie Romanée, Chambertin und Volnay waren eher selten. Aber immer wieder rote und weiße Champagner aus Ay, Verzenay oder Bouzy, still wie auch „sparkling“.

Bei keiner Mahlzeit fehlen durften die edlen Weine vom Rhein und seinen Nebenflüssen: Rüdeshheimer Berg, edelste Gewächse aus Hochheim, Steinwein aus Franken, (leider nur namenloser) Moselwein und (nach einem Besuch des Weingutsbesitzers Jordan) Ruppertsberger aus der Pfalz. An welchem Tag welche Weine gereicht wurden, wer sie im Glas hatte, zu welchen Gerichten sie nach dem Geschmack der Zeit passten – all das ist in Pücklers Tafelbüchern nachzulesen. Doch wie war der Fürst überhaupt auf den

Geschmack gekommen? Pückler lässt seine Leser an seiner gastronomischen Initiation nicht teilhaben. Manches lässt sich wenigstens erahnen. Die Abende im Kreis von Dichtern, Schauspielern, Denkern und Bohémiens in Berlin unter anderem bei Lutter & Wegner haben in einigen Erzählungen von E.T.A. Hoffmann Spuren hinterlassen. Aus diesem Stoff wiederum wurde das Libretto von Jacques Offenbachs phantastischer Oper „Hoffmanns Erzählungen“. Deren Kulisse: ein Berliner Weinhaus des Biedermeier. Unter den trink- und sangesfreudigen Choristen auf der Bühne: Fürst Pückler, incognito.

Doch woher guten und vor allem echten Wein nehmen? Ludwig van Beethoven etwa litt an Krankheiten, die man heute auf eine Bleivergiftung zurückführen kann; das Schwermetall kann er mit Wein zu sich genommen haben. Wein durch Zusatz von hochtoxischen Bleiverbindungen

aufzuhübschen war seit dem Mittelalter üblich – und erst mit dem Aufkommen der Lebensmittelchemie im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts nachweisbar.

In London, dem Zentrum der damaligen Weinwelt, hatte Pückler fürs Leben gelernt. Die Londoner Händler, so klagte er, „fabrizierten“ ihre „Gebräue“ in der Stadt selbst. Fast zehn Jahre später stand er in der Bildergalerie der Grafen Schönborn auf Schloss Pommersfelden. Angeblich waren ein halbes Dutzend Michelangelos und ebenso viele Guido Renis zu sehen, „obwohl sie doch kaum von den Schülern dieser Meister herrühren konnten“. Seine Quintessenz: „Es geht damit wie mit den feinen Weinen, von denen fünfzigmal mehr getrunken wird, als gewachsen ist.“

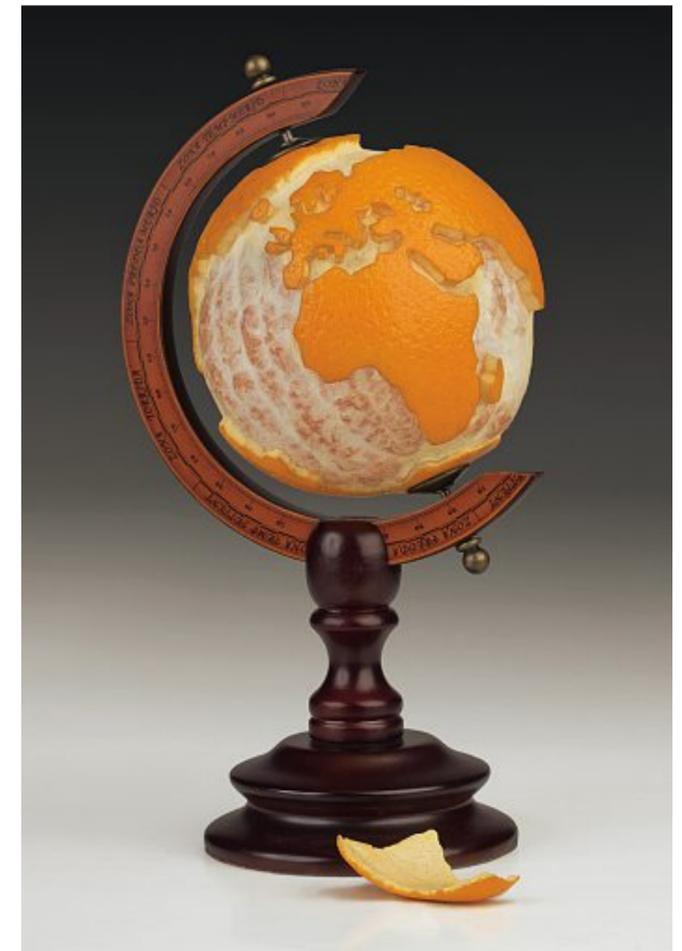
Wo aber unverfälschten Wein finden? Nicht einmal vor Ort war die Suche nach authentischen Gewächsen immer von Erfolg gekrönt. „Es gibt wenige Reiserouten,



# STATT BRATEN

Weihnachtessen sind ein langweiliges Ritual.  
Wir probieren neue optische Reize für  
ein achtgängiges Festmenü. Guten Appetit!

*Fotos Martin Roller*





# STATT BRATEN

**M**it Essen spielt man nicht.“ Diesen Satz bekamen wir als Kinder oft zu hören – vielleicht allzu oft, denn manch einer geht im Erwachsenenalter plötzlich mit Freuden dem nach, was in der Kindheit verboten war: einem entgrenzten kulinarischen Spieltrieb. Hier wird mit Essen Schabernack getrieben, als gäbe es kein Morgen. Aus Äpfeln werden Eulen, aus Spiegeleiern Blumen, aus Tomaten und Lauch ein Fahrrad, und auf fast jedem Teller, der food-art-gerecht drapiert wird, zeigt sich ein Gesicht: Wurstscheiben mit zwei Mozzarella-Augen und Möhrennase, Toast mit Apfelmund, Paprika mit Blaubeer-Ohren und Gurken-Brille.

Sind das Spätfolgen erzieherischer Repression, die nun in ihr Gegenteil verkehrt wird? Man weiß es nicht. Klar ist

nur: In diesen Sphären oralinspirierter Kreativität ist alles möglich und alles erlaubt – „Spaghettigtarren“, „Elektrogurken“ oder „Bockflöten“.

So betitelt der Künstler Martin Roller seine Kunstwerke, die auf diesen Seiten zu sehen sind. Der Grafikdesigner und Illustrator aus Berlin betrachtet seine Arbeit aus verschiedenen Perspektiven. Handwerker, Bildhauer, Maler, Fotograf: Er ist alles zugleich. Seine bildhauerische Tätigkeit zeigt sich in der Orange, die er zum „Orangenglobus“ verarbeitet hat. Auch der „Apfelburger“ zeugt von handwerklichem Raffinement; einen Apfel muss man schließlich erst einmal burgergerecht schneiden.

Nichts für Vegetarier sind das Bild von rohem Fleisch auf Panade-Teller („Panieretes“) und der „Fleischkuchen“, dessen Präsentation auf großmütterlichem Geschirr die

Sache erst so richtig appetitlich macht. Musikfreunde kommen beim Betrachten der „Bockflöte“ auf ihre Kosten, Heimwerker werden mit den „Elektrogurken“ bedient. Und der „Puzzlekuchen“ wird Liebhaber von Pfannkuchen erfreuen und erst recht die Freunde eines gediegenen Gekuldspiels.

Der kulinarische Genuss geht auf diesen Bildern über den Tellerrand hinaus – bis hinein in ethische Debatten. Denn bei allen Arbeiten handelt es sich natürlich um reale Objekte, die Roller aufwendig inszeniert und fotografiert. Kein 3D-Programm, keine Fotomontage half bei diesem Festtagsmenü. Es sind echte Lebensmittel, die aus künstlerischer Absicht zweckentfremdet werden. Wollen wir das? Das ist die Frage, die der Künstler an all unsere Ernährungsgewohnheiten stellt. *Hannah Bethke*



**128**  
DAS MAGAZIN DER BERLINER PHILHARMONIKER

**RUSSLAND UND DIE MUSIK**

**MUSIK MACHT MYTHOS**  
In Russland wird die Kultur zum Ideologiestrument.

**RICCARDO CHAILLY**  
Der Dirigent im Gespräch über Verdis Requiem.

**PHANTOM IM OHR**  
Immer mehr Menschen leiden unter Tinnitus.

**VERSCHENKEN SIE LIEBER KLASSIK STATT KLASSIKER**

Das Magazin der Berliner Philharmoniker als Geschenkabonnement.

Jetzt bestellen auf [www.berliner-philharmoniker.de/128](http://www.berliner-philharmoniker.de/128)

# Say Hi to

Man fühlt sich jetzt öfter an diesen Film aus den späten Neunzigern erinnert, „E-mail für Dich“. Meg Ryan und Tom Hanks lernen sich in der „romantischen Filmkomödie“ über das Internet kennen, und statt zu telefonieren oder gar Briefe zu schreiben, nähern sie sich hölzern per E-Mail an. (Einfach nur Mail sagte man in den Frühzeiten der digitalen Kommunikation noch nicht.) Eines Tages jedenfalls steht Tom Hanks in diesem Film, der schlecht altert, mit ein paar Kindern aus der Verwandtschaft am westlichen Ufer von Manhattan. Sie rufen über den Hudson hinweg: „Guten Tag, New Jersey!“ Aber New Jersey antwortet nicht.

Nun, 18 Jahre später, kann man New Jersey im Internet grüßen – und so fühlt man sich wieder an diesen Neunziger-Jahre-Film erinnert. Man wird jetzt sogar dazu aufgefordert, New Jersey zu grüßen oder zumindest Institutionen in dem schönen Bundesstaat: „Say Hello to Fitness Fun!“ (Kangoo Club New Jersey), „Say Hi to Haibun Fun“ (New Jersey Educator Resource Exchange) – New Jersey soll echt Spaß machen. Spätestens das Jahr 2016 hat gezeigt, dass in Sachen Grußbotschaften im Internet noch nicht alles von allen gesagt wurde. Der Spruch dazu, „Say Hi to“, mit dem erstens Sachen, zweitens Länder oder Regionen und erst drittens Menschen begrüßt werden, hat in diesem Jahr die elektronischen Postfächer verstopft.

Bloggerinnen nutzen „#sayhito“, um ihrer Gefolgschaft ihr Badezimmer-Regal zu präsentieren oder die neuen Loafer von Gucci. Journalisten – zumindest die englischsprachigen und einfalllosen – nutzen „Say Hi to“, wenn sie sonst keine bessere Idee für eine Überschrift haben: „Say Hi to Team USA's Men's Gymnastics Squad (They're Shirtless, FYI)“. Lifestyle-Marken nutzen den Spruch in der Betreffzeile ihrer Massen-Mails, um auf eine neue limitierte Sonderedition aufmerksam zu machen: „Say hello to Georg Jensen Damask textiles“. Selbst „Sag Hallo“ greift im Deutschen schon um sich, vor allem wenn Amerikaner dahinterstecken. „Hallo jwiebking, sag „Hallo“ zu Instagram Stories“. Und, klar: Alle nutzen „Say Hi to“, um auf sich aufmerksam zu machen.

Von einem klassischen Anglizismus kann trotzdem nicht die Rede sein. Anglizismen sind ohnehin überholt in Zeiten mehrsprachiger Gesellschaften, da die Digital-sprache auch für Deutsche eben Englisch ist und die

Das Internet motiviert jetzt zum Dialog. Man soll vor allem Produkte grüßen oder Länder, manchmal auch Menschen. „Say Hi to ...“? Der Pseudo-Sprech der Jahres nervt.

Von Jennifer Wiebking

Jüngeren heute selbstverständlich damit umgehen. Stichwort „Fly sein“, das Jugendwort des Jahres 2016. Es soll bedeuten, dass jemand oder etwas gerade besonders abgeht. Auch das ist nicht gerade deutsch.

„Man hat vorgeschlagen, Anglizismen in Bedürfnis-lehnwörter und Luxuslehnwörter zu unterteilen“, sagt Jannis Androutopoulos, Professor für Linguistik an der Universität Hamburg. Bedürfnislehnwörter beschreiben neue Dinge oder Sachverhalte und werden oft mit diesen importiert. Luxuslehnwörter gehören zum Jargon einer bestimmten sozialen Gruppe. „Aber wenn es danach ginge, gäbe es heutzutage nur noch sprachlichen Luxus“, sagt Androutopoulos. „Die Zweiteilung scheitert dann, wenn alles, was Menschen mit Sprache tun, zum Luxus deklariert wird.“ Selbstverständlich sei es nicht verwerflich, wenn englische Redewendungen in Umlauf kommen und ins Deutsche übernommen werden.

Kein Wunder, dass es mit „Say Hi to“ jetzt stetig nach oben geht, wie man schön an den Grafiken auf Google Trends erkennen kann. 2004 war „Say Hi to“ bei 36

Punkten, 2010 bei 88, im Oktober dieses Jahres bei 96. „Die Social-Media-Kultur ist letztlich ja eine Interaktionskultur“, sagt Androutopoulos. Es geht nicht nur darum, Nachrichten zu lesen, es geht mindestens ebenso sehr ums Teilen und Kommentieren. Der Spruch „Say Hi to“ ist somit immer dann besonders nützlich, wenn man eine Interaktion oder einen Dialog motivieren will, wenn man um die Aufmerksamkeit des Publikums ringt. In der nicht gerade geringer werdenden Flut an Tweets, Snaps, Storys, Mails und Posts wird das natürlich wichtiger. „Das sind Kommunikationsmomente, in denen eine Pseudodialogisierung stattfindet“, sagt Androutopoulos. „Eine Organisation unterstellt eine vermeintlich persönliche Ansprache, wenn in Wirklichkeit ein unbekanntes Publikum adressiert wird.“

Das ist der Haken daran: Den Dialog gibt es gar nicht. Denn natürlich funktioniert „Say Hi to“ nicht als Eisbrecher für ein erfüllendes Gespräch. Je öfter „Say Hi to“ gebraucht wird, umso mehr verliert der Spruch an Wirkung. Interessiert einen das Thema der Mail nicht, wird man sie kaum wegen einer Say-Hi-to-Aufforderung öffnen. Und nur weil ein Server eine Botschaft personalisiert, ist sie noch lange nicht spannend.

Vermutlich sind wir Nutzer, deren Mail-Konten alle paar Tage den maximalen Speicherplatz erreichen, die alle paar Minuten aufs Smartphone schauen, die all die Schrott-Mails einfach wegswischen, schon viel zu trainiert, um auf solche Tricks hereinzufallen. „Say Hi to“ erzählt, so gesehen, davon, wie die letzten Register gezogen werden, um sich verzweifelt bemerkbar zu machen. Der Trend wird auch nicht cooler, wenn jetzt offizielle Stellen ganz vorne bei der Digitaldeppen-Sprache dabei sein wollen. Das Meme des Jahres, „Was ist das für 1 life?“, zieht jetzt selbst die Sparkasse für ihre Zwecke herbei: „Gönn Dir ist einfach. Wenn man 1 gute Bank hat vong Vorsorge her.“ So will die Sparkasse junge Leute ansprechen. Wie könnten da die Fremdenverkehrsämter nicht dazu auffordern, ihre Produkte und Regionen zu grüßen? Sie nehmen also Abstand von ihren konventionellen „Visit“-Botschaften, dem „Travel“-Tralala und werfen stattdessen den Köder mit dem Sempel-Satz „Say Hi to Slovenia!“ oder „Say Hi to Spain!“ aus. Da können wir ja gleich „Guten Tag, New Jersey“ über den Hudson rufen. Oder „Gute Nacht!“



## INSPIRATIONEN UND DENKANSTÖSSE FÜR DIE WELT VON MORGEN.

**JETZT NEU:** Entdecken Sie ein einzigartiges Magazin. Für Mode, Design und Stil. Für Kultur, Wirtschaft und Politik. Mit Geschichten, Reportagen und Analysen renommierter Autoren. Mit exklusiven Beiträgen kluger Denker. Mit Fotostrecken und Bildern wegweisender Künstler. Mit Eleganz und Leidenschaft. Freuen Sie sich viermal im Jahr auf ausgiebigen Lesegenuss. [fazquarterly.de](http://fazquarterly.de)

# KOONS KOMMT VON KÖNNEN

Rechtzeitig zu Weihnachten überrascht der amerikanische Superstar seine Fans mit Ballerinas und Gazing Balls.

Von Rose-Maria Gropp

**E**s weihnachtet sehr, auch in Londons elegantem Stadtteil Mayfair, wo seit Mitte November phantastische Gebilde als Lichter-Cluster hoch über den Straßen schweben. Es funkelt und glitzert nur so in der Dunkelheit, entlang der Gehwege nehmen die teuren Läden das Gleiseln auf, überbieten sich im Pomp für das Fest. Bei diesem Gefunkel spielt – auch wenn das bestimmt nicht direkt so gedacht war – die Almine Rech Gallery in der Grosvenor Street perfekt mit, in den Räumen glänzt es nur so weiter. Denn dort sind neue Arbeiten von Jeff Koons ausgestellt, die jüngsten von ihnen aus diesem Jahr. Blickfänger sind zwei mehr als lebensgroße stählerne Skulpturen, wie sie zum Markenzeichen für den amerikanischen Kunst-Superstar wurden. Dieses Mal sind es zierliche Ballerinas. An den Wänden hängen außerdem acht Gemälde Alter Meister, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, dazu gibt es zwei Objekte, einen weißlackierten Hocker und einen metallenen Flaschentrockner.

Den Namen Jeff Koons hat fast jeder schon einmal gehört, allein weil seine überdimensionalen Plastiken im globalen Kunstmarkt so viel Geld kosten. Ganz vorn liegt sein riesiger „Balloon Dog“, der bei einer Auktion in New York vor drei Jahren 58,4 Millionen Dollar gekostet hat. Aber selbst auf wohnungstaugliches Format geschrumpft und in Auflagen von ein paar Hundert fordern solche Figurinen noch ein paar tausend Dollar oder Euro. Gerade hatte das Kölner Auktionshaus Van Ham eine 62 Zentimeter kleine „Dom Pérignon Balloon Venus“ in Pink im Angebot, die bei einer Auflage von 650 Exemplaren mit einer Schätzung von 25.000 bis 30.000 Euro versehen war.

Erstaunlicher indessen sind die Gemälde an den Wänden in London. Auf den ersten Blick sind sie ganz harmlos, doch dann kommt man ihrer Idee auf die Spur. Sie sind Kopien Alter Meister – von Giotto oder Hendrick Goltzius und Bartholomäus Spranger bis hin zu einer liegenden Nackten von François Boucher –, die auf Großformate hochgezogen sind. Aber keineswegs technisch; denn jeder einzelne Pinselstrich der Vorlagen ist von Jeff Koons' Assistenten in New York minutiös nachgezogen. Koons versteht sich unbedingt als zeitgenössischer Spiritus Rector einer Werkstatt, wie sie sich schon die Großkünstler der Renaissance hielten. Die so entstandenen neuen Bilder sehen also aus, als wären sie unter einer gigantischen Lupe betrachtet. Damit aber nicht genug: Aus jeder dieser Mega-



Kopien ist eine Art kleine Schublade gezogen, immer auf derselben Höhe, auf der eine quietschblaue hochglanzpolierte stählerne Kugel ruht. Eine gleiche Kugel liegt auch oben auf dem Hocker und dem Flaschentrockner.

Solche lapidaren Beschreibungen sind immer ein wenig niederträchtig, weil sie die Intention des Künstlers ausblenden. In den Kugeln – die den beliebten *gazing balls* in Gärten und Höfen Amerikas, aber auch hierzulande nachempfunden sind – spiegelt sich unweigerlich der Betrachter der Bilder oder Objekte samt seiner Umgebung, in konvexer Verzerrung wird er dem jeweiligen Kunstwerk gleichsam hinzugefügt. „Gazing Ball“ heißt auch die aktuelle Serie von Jeff Koons, in der er mit der blauen Kugel nicht nur die berühmten Bilder in ihren Neuschöpfungen bespielt, sondern eben auch Marcel Duchamps legendäre Ready-Mades: Beglückt soll der Betrachter werden, der freudig in die Werke einzugehen scheint.

Irgendwie befällt einen die Idee, die blauen Kugeln könnten auch am Weihnachtsbaum hängen. Und zumindest die beiden „Ballerina“-Plastiken wären doch *en miniature* ein sehr hübscher Christbaumschmuck. Dort gibt es ja neben den etablierten Herzchen und Hundchen – also Motiven, die Jeff Koons längst bedient hat in Übergröße – auch Pizzastücke, Gürkchen, Motorräder und Mini-Buddhas. Kleine Tänzerinnen wären willkommen, Hauptsache, es glitzert.

Bis zum 21. Januar in der Almine Rech Gallery, London. Die Preise für die Werke liegen, auf Anfrage, zwischen drei und sechs Millionen Pfund.



FOTOS © JEFF KOONS - COURTESY OF THE ARTIST AND ALMINE RECH GALLERY

## SCHÖNHEIZKÖRPER

JETZT NEU: COSY WINTER TIGHTS  
EXTRA WARM, ULTRA HALTBAR  
HIGH-TECH KOMPRESSION

ITEM m<sub>6</sub>  
THE INTELLIGENT LEGWEAR



DIE REVOLUTION AUS DER  
MEDIZIN FÜR DIE MODE

Sei es eine Ballerina, sei es der „Kuss des Judas“ von Giotto (rechts): Jeff Koons macht etwas daraus.



Yogistas bei Sonnenaufgang: Gruppen-Yoga auf einem Hoteldach in Jakarta im September

# YOGA KANN EIN SCHWEINEBAUMEL SEIN

Patrick Broome, der wohl berühmteste Yoga-Lehrer Deutschlands, steht auf Strümpfen im alten Konzertsaal von Schloss Elmau und wiegt sich im Takt indischer Mantras. Mit seinem zum Zopf gebundenen Haar, dem grauen Shirt und der schwarzen lockeren Hose sieht er aus wie ein Trekking-Veteran. Also nicht wie der Star, der er eigentlich ist, jedenfalls für Menschen, die gerne Yoga machen. Sie verehren ihn. Denn Broome ist der Mann, der Yoga vor etwas weniger als zwei Jahrzehnten von New York nach Deutschland gebracht hat.

Ich bin zum „Yoga-Summit“ auf die Elmau nahe Garmisch-Partenkirchen gereist – einem Gipfeltreffen, wie es in dieser Form selten ist. Die Stars der deutschen Yoga-Szene haben sich hier versammelt, ein paar internationale sind auch dabei. Eine knappe Woche lang können sich die Teilnehmer des Summits von Unterrichtsstunden zu Unterrichtsstunden hangeln, verschiedene Stile ausprobieren und praktisch erleben, wo Yoga heute steht. Die alte indische Kunst der inneren Einkehr durch Körperkontrolle hat sich längst in zahlreiche Varianten aufgesplittert. Sie heißen Anusara oder Jivamukti, Bikram oder Flying Yoga, und existieren mal mehr, mal weniger friedlich nebeneinander. Die Mischung dieser Stile ist nicht unproblematisch. Es gibt Gurus, die ihren Schülern verbieten, zu anderen Lehrern zu gehen, und verächtlich von „Yoga-Zapping“ sprechen. Auch die Veranstaltung eines derartigen Gipfels in einem Luxushotel mag Puristen ein Dorn im Auge sein. Zu viel Behaglichkeit kann nur ablenken. Allerdings zeugt das Programm, das der Spa-Direktor von Schloss Elmau,

**Trotzdem: Was ist die Essenz der alten indischen Kunst der inneren Einkehr durch Körperkontrolle, die hierzulande zum Lifestyle geworden ist?**

**Eine Spurensuche beim unpolitischen Gipfeltreffen auf Schloss Elmau.**

*Von Stefanie Schütte*

Johannes Mikenda, zusammengestellt hat, von einem hohen Anspruch. Er hat Gelehrte wie den Yoga-Denker R. Sriram eingeladen, spirituelle Musiker wie Madhavi & Caitanya und Urgesteine der Szene wie Timo Wahl. Jeder Morgen startet mit einer Sieben-Uhr-Meditation, jeder Abend endet mit einem Konzert. „Alle Yoga-Lehrer mit einem ernsthaften Anspruch, die ich bisher getroffen habe, wollen eigentlich das Gleiche“, sagt Mikenda. Er selbst ist Jivamukti-Lehrer und muss es wissen. Was dieses Gleiche ist, das will ich auf der Elmau herausfinden.

Mein Start ist allerdings so unyogisch wie möglich. Statt entspannt nachmittags über München anzureisen, verbringe ich viele Stunden Wartezeit am Hamburger Flughafen. Ein Blitz ist in das Flugzeug eingeschlagen.

Aus Frust verspeise ich zwei dicke Wiener Würstchen sowie eine riesige Portion Kartoffelsalat und fühle mich prompt so schuldig wie ein Prasser vor der Fastenkur. Spätabends versöhnen die Fahrt durch die Täler hinter Sarnberg und der Blick auf die dunkel und ruhig in den Bergen liegende Elmau.

Am nächsten Morgen ist mir schlecht. Ich trinke einen Cappuccino im Zimmer und schleppe mich mit Mühe zur „Mantra Meditation“ mit Madhavi. Diese Jüngerin des „Bhakti-Yoga“ arbeitet mit Klängen. Sie hat Charme und Charisma zugleich und besitzt eine glockenhelle Stimme. Dabei stammt sie aus Deutschland. Bei aller Liebe zum Yoga und seiner dem Hinduismus entstammenden Tradition habe ich nur eine vage Ahnung davon, was mich erwartet. Das Ganze erweist sich als ein Wechselgesang zum schnarrenden Harmonium, bei dem die Namen indischer Gottheiten in einem dynamischen Singsang wiederholt werden: „Hare Krishna, Hare Krishna, Hare Rama, Rama, Rama“. Etwas lahm singe ich mit und fühle mich an die Zeiten erinnert, als orangefarbene gekleidete Hare-Krishna-Anhänger wie irre gewordene Mönche klatschend und singend durch die Fußgängerzonen zogen.

Madhavi erklärt, dass die Mantrenwörter heilige Klänge seien, den Göttern zugeordnet. Die Götter wiederum verkörperten bestimmte Aspekte des menschlichen Daseins, die wir alle in uns trügen. Das hört sich schön an, doch auch gruselig. Ungern möchte ich beispielsweise Shiva sein, der seinem Sohn Ganesha irrtümlich im Zornerausbruch das Haupt abschlug und dieses durch einen Elefantenkopf ersetzte. Immerhin ist die Übelkeit nach der Sing-

Meditation verschwunden. Ich bleibe gleich auf dem Boden des Großen Schloss-Saals sitzen, in dem schon vor 100 Jahren Konzerte stattfanden.

Auftritt Timo Wahl. Wahls Stil nennt sich „Balance Yoga“ – eine dynamische Praxis, die mit dem Begriff der „Achtsamkeit“ arbeitet. Wahl ist heute heiser, doch man merkt, dass er eine Mission verfolgt. Er möchte, dass wir lernen, unsere Grenzen zu respektieren und nicht zu viel Ehrgeiz entwickeln. Demütig lasse ich mir für die sitzende Vorwärtsbeuge ein Kissen zur Unterstützung des Kopfes reichen. Der Unterricht ist durchaus anspruchsvoll, aber verletzen wird sich hier niemand. Angenehm ist auch, dass Wahl zumindest in den „praktischen Stunden“ ohne komplizierten sakralen Überbau auskommt und dennoch nicht ins Beliebig abgleitet. Die heutigen Yoga-Formen oszillieren in der Regel zwischen diesen beiden Polen. Das eine Extrem bilden strenge dogmatische Richtungen, die Kritik an den uralten und teilweise überholten Traditionen des Übens kaum zulassen. Das andere die „weichgespülten“ Varianten, als wäre man in einer Beauty-Lounge oder schlief in einem Sportstudio.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit den anderen Teilnehmern stelle ich erleichtert fest, dass ich nicht die Einzige bin, die mit Sing-Meditation Schwierigkeiten hat. Die Teilnehmer sind bodenständiger als vermutet. Es sind Geschäftsfrauen und Unternehmer dabei, auf der Suche nach mehr Innerlichkeit. Yoga-Lehrer, die sich weiterbilden, aber mit beiden Beinen im Diesseits stehen. Mütter, die für ein paar Tage Tapetenwechsel suchen. Rentner, die sich so beweglich halten. Aber auch ein paar schicke Yogistas, wie man sie sonst in London oder New York trifft – körperbewusste Schönheiten, denen reine Fitness zu banal ist. Viele von ihnen üben schon seit vielen Jahren, einige sind Anfänger. Für alle ist auf der Elmau Platz.

Allerdings leider nicht überall. Die „Free Floating Aerial Yoga“-Stunden von Claudia Lederer sind hoffnungslos ausgebucht. Sie sind die einzigen, zu denen man sich gesondert anmelden muss. Nur zehn Teilnehmer gleichzeitig können dieses Yoga „in der Luft“ üben. Schließlich benötigt man dafür breite Tücher, die mit Haken an der Decke



Yoga-Halle mit Ausblick: Schloss Elmau Foto Andreas Müller

befestigt sind und ein Stück oberhalb des Bodens baumeln. Ein ziemlich großes Stück, finde ich. Einen Platz ergattere ich mir trotzdem, aber nun packt mich die Panik. Wie soll ich so weit oben meine Asanas machen? Schließlich bin ich erstens keine Trapezkünstlerin und habe zweitens Höhenangst. Zum Glück fängt es sanft an. Vorsichtig entfalten wir die Tücher, steigen nach präzisen Anweisungen hinein und liegen bald wie in Abrahams Schoß.

Doch die Geborgenheit täuscht. Denn schon geht es zur Sache. Haltungen wie das Kamel und der Bogen werden in den Tüchern oder aus ihnen hängend gemacht. Vorbeugen, Rückbeugen, Beinschwünge. Irgendwann hängt man mit dem Kopf nach unten, das um die Hüfte gelegte Tuch von vorne mit verschlungenen Beinen haltend. Ich zapple nervös. Aber dann klappt es doch, glücklich schwinde ich hin und her. Ich fühle mich in meine Kindheit versetzt, als ich an jeder verfügbaren Stange Rolle vorwärts und rückwärts übte und am allerliebsten im „Schweinebaumel“ nach unten hing. Ja, Yoga kann ein Schweinebaumel sein. Das ist schon mal eine Erkenntnis. Ich schein mich der Essenz zu nähern.

Nach zwei Tagen machen sich die Effekte der regelmäßigen Übungspraxis bemerkbar. Ich wache lange vor der Morgenmeditation auf, ausgeschlafen und zufrieden. Übe mit Patrick Broome eine „Schüttelmeditation“, ein anarchisches Gerüttel des ganzen Leibes, an dessen Ende ich mich wunderbar leicht fühle. In einer dynamischen

„Vinyasa“-Klasse danach begreife ich, warum Broome als ein so großartiger Lehrer gilt. Sanft, freundlich und hochkonzentriert unterrichtet er mindestens 50 Teilnehmer. Nicht nur er, wir alle konzentrieren uns vollkommen, strecken uns in auf- und abwärtschauende Hunde, drehen uns seitlich auf, dehnen uns in die Kriegerhaltung, alles im typischen Fluss des Vinyasa-Stils, der die Haltungen verbindet. Broome erklärt, warum und wie Yoga wirkt. Dass es die im Körper gesammelten Spannungen löst und den Geist aufmerksam werden lässt. Dass es uns hilft, freundlich in die Welt zu blicken. Ideal um weiterzukommen wäre jedoch die Verbindung mit Psychotherapie. Das, was Yoga auslöst, brauche eigentlich ein Gegenüber. Für einen überzeugten Yogalehrer ist das ein starkes Statement. Einige Teilnehmer schlucken hörbar.

Ganz anders als der sensible Broome wirkt der Lehrer David Regelin: ein junger, witziger New Yorker mit kräftigen Muskeln und coolen Tätowierungen. Wegen seines Aussehens und seiner kerzengeraden Haltung wird er auch „Poster-Boy of Yoga“ genannt. Klar, dass sein Schwerpunkt die Ausrichtung ist. Regelin kommt ohne Mantras und lange Erklärungen aus. Aber ihm gelingt Erstaunliches. Mit kleinen Änderungen gelingen die Posen viel besser. Wir lernen, die Füße gleichmäßig zu belasten und mit unseren beiden Fäusten zwischen den Ballen eine hüftbreite Beinhaltung auszumessen. Oder durch das Beugen der Knie leise und sicher in den Liegestütz zu springen. Und Regelin demonstriert Prana, das tiefe und gleichmäßige Atmen. Prana, der „Lebensatem“. Darum geht es allen. Als Regelin mir nach der Stunde erklärt, dass Yogalehrer nicht alle das Gleiche wollen, glaube ich ihm nicht ganz. „Wir sind auf verschiedenen Booten unterwegs“, sagt er. Ja, vielleicht, aber der Fluss für die Boote ist immer derselbe – Prana, der Fluss des Atems. Dass das Ziel des Yoga die Befreiung der Atmung und damit des Geistes ist, habe ich noch nie so praktisch verstanden wie hier, ausgerechnet auf der Elmau. Es ist doch ein guter Ort.

Nächster Yoga-Summit auf Schloss Elmau mit Lehrern unterschiedlicher Stile: 18. bis 23. Juni 2017, [www.schloss-elmau.de](http://www.schloss-elmau.de)

## Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z.-Leser entworfen. Besuchen Sie unseren Online-Shop!



### AKTENTASCHE AUS VACCHETTA-LEDER VON KREIS

Ein offenporiges, italienisches Rindsleder mit leichter Narbung – dessen wundervolle Qualität man fühlen kann.

Das exklusiv für die F.A.Z.-Edition entworfene Modell wird mit robustem Innenfutter in der Hausfarbe dunkelblau gefertigt.

Bestellen Sie Ihre CooperB2 jetzt für 1.290 Euro.

# WENIGER AUF DER HAUT IST MEHR

Viele Menschen sehnen sich jetzt nach simpleren Cremes mit weniger Inhaltsstoffen. Die Beautybranche antwortet mit minimalistischen Produkten. *Von Stefanie Schütte*

**M**inimalismus ist in der Mode und im Design längst da. Man kann sich minimalistisch einrichten und trotzdem Möbel in der Wohnung stehen haben. Man kann sich auch minimalistisch kleiden, damals in Jil Sander oder Helmut Lang, heute in Céline. Aber minimalistisch cremen? In der Luxuskosmetik pflegt man eigentlich zu prassen, beinahe wöchentlich scheint ein neuer Wunder-Wirkstoff gegen die Hautalterung entdeckt zu werden. Begehrte Edelcremes wie die „Skin Caviar Luxe Cream“ von La Prairie verzeichnen sogar mehr als 80 Inhaltsstoffe. Wenn man hinzurechnet, dass gerade Frauen häufig neben Cremes auch noch Seren, Toner und Reinigungsprodukte benutzen, dann muss man annehmen, dass die Haut vieler Frauen täglich mit Hunderten von Inhaltsstoffen bombardiert wird.

Das könnte sich bald ändern. Aus den Vereinigten Staaten und Frankreich nähert sich gerade ein Trend namens Minimalist Beauty, also Kosmetik mit wenigen Inhaltsstoffen, meist verbunden mit einer einfacheren Pflegeroutine. Einer der Ersten ist ausgerechnet Chanel, also jenes Haus, das eigentlich für größtmöglichen Luxus steht. Im Frühjahr stellte die Marke eine Creme mit genau zehn Inhaltsstoffen vor, die „Solution 10“. Dafür arbeitete Chanel mit der New Yorker Dermatologin Amy Wechsler zusammen. Sie verzeichnete, wie sie sagt, bei ihren Patienten eine immer größere Nachfrage nach einer Creme für sensible Haut. Über vier Jahre entwickelten die Chanel-Forschungslabore zusammen mit Wechsler ein für solche Fälle passendes Produkt.

„Menschen mit empfindlicher Haut haben mit zu vielen Chemikalien in Cremes Schwierigkeiten“, sagt Wechsler. Also kamen in die Creme reizarme Inhaltsstoffe sowie als wirksames Antioxidantium die Silbernadeln weißen Tees, die zudem die Barrierefunktion der Haut stärken sollen. Bei einem Test mit 72 Probandinnen gaben 79 Prozent der Frauen nach einmonatiger Nutzung an, dass ihre Haut unempfindlicher auf Umwelteinflüsse reagiere.

Denn natürlich hängt die Entwicklung von Cremes mit reduzierten Inhaltsstoffen auch damit zusammen, dass immer mehr

Menschen empfindliche Haut entwickeln. Auf zahlreiche Inhaltsstoffe reagieren sie mit Reizungen oder allergischen Reaktionen. In Apotheken gibt es schon seit vielen Jahren reizarme Kosmetika mit wenigen Inhaltsstoffen. In der schönen glatten Welt des Luxus hingegen schienen Begriffe wie Neurodermitis, Allergie oder Exzem bisher tabu. Zumal es vielen Kunden seltsam erscheinen mag, für ein Produkt mit nur wenigen Inhaltsstoffen viel Geld zu bezahlen. 30 Milliliter der „Solution 10“ zum Beispiel kosten immerhin rund 76 Euro. Dafür soll es anschließend keine hässlichen Pusteln im Gesicht geben.

Doch führen weniger Inhaltsstoffe tatsächlich zu besserer Verträglichkeit? „Im Prinzip ja“, sagt Kathi Turnbull, Fachärztin für Dermatologie und Allergologie in Hamburg. Je weniger Potential eine Creme habe, eine allergische Reaktion auszulösen, desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass sie gut vertragen werde. „Bei hochsensiblen Hauttypen ist dies das A und O“, sagt Turnbull. „Als Dermatologen suchen wir hier oft nach Pflegeprodukten, die nur wenige Wirkstoffe enthalten – eine Creme oder Grundlage aus Fett, Wasser und einem Emulgator, der die beiden verbindet.“

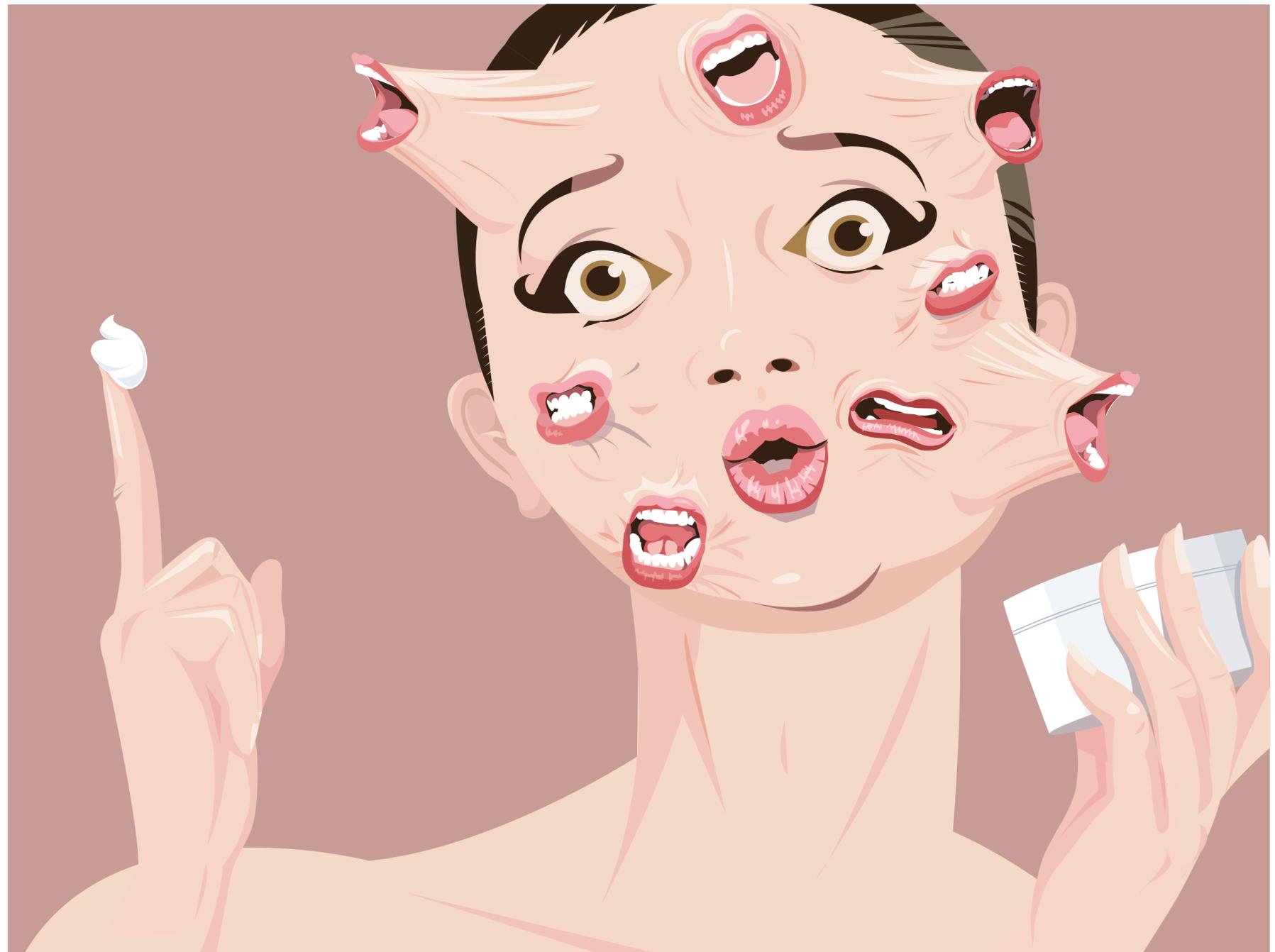
Chanel mag mit der „Solution 10“ Pionierarbeit in der konventionellen Kosmetik leisten. Doch in der Organic Luxury, der Bioprodukte im höheren Preisbereich, gilt schon seit längerem, dass weniger mehr ist. Fast noch stärker als mit dem, was in ihren Cremes steckt, werben Marken mit dem, was weggelassen wurde. Als eine der meistbegehrten Linien gilt hier Odacité aus Los Angeles, gegründet von Valérie Grandury. Als bei der gebürtigen Französin Brustkrebs diagnostiziert wurde, entschloss sie sich zu einer Ausbildung als Health- und Wellness-Coach und begann damit, Toxine aus ihrem Leben zu verbannen. Ihre Kosmetik stellte sie zunächst nur für sich selbst her. Heute ist daraus eine in der Nischenkosmetik bekannte Marke geworden. Odacité bietet besonders Seren und Öle aus reinen, frischen Inhaltsstoffen an und schließt dabei umstrittene Stoffe wie Parabene, Nanopartikel, Petrochemikalien, PEG (Polyethylenglykol) oder synthetische Duftstoffe aus. Für jeden Hauttyp und jedes Problem gibt es gleichsam maßgeschneiderte Lösungen. Einige Seren

haben nur drei Inhaltsstoffe, nur wenige Produkte kommen auf mehr als 20.

Mit sogar höchstens fünf Ingredienzen begnügt sich die Marke S.W. Basics mit Sitz in Brooklyn. Gründerin Adina Grigore ist der festen Überzeugung, man benötige nicht mehr – sofern die Inhaltsstoffe wirklich gut seien. Das „Urprodukt“ von S.W. Basics ist eine Creme mit drei Zutaten: Sheabutter, Kokosöl und Olivenöl. Grigore hat zudem ein Buch geschrieben mit dem Titel „Skin Cleanse“. Sie will mit dieser Beauty-Bibel die Pflegeroutine vereinfachen und effizienter machen.

Wahrscheinlich ist neben der zunehmenden Zahl von Menschen mit sensibler Haut die Vereinfachung des Badezimmer-Inventars der wichtigste Grund für den neuen Beauty-Minimalismus. So findet man auf dem Blog von S.W. Basics einen Text, der die Philosophie der Marke mit derjenigen der Aufräumspezialistin Marie Kondo vergleicht, die mit dem Buch „Magic Cleaning“ einen Bestseller landete. Sie rät radikal zum Ausmisten der Wohnung und zu einem Leben mit wenigen geliebten Dingen. „Wir plädieren für den gleichen Lebensstil auf unterschiedlichen Wegen“, heißt es bei S.W. Basics. „Wenn man sich von den fünf verschiedenen Tonern verabschiedet oder den Schuhen, die Blasen verursachen, schafft man Raum für Produkte, die man wirklich benutzen wird.“ Und das schicke grüne amerikanische Portal Mindbodygreen leitete kürzlich seine Leser sogar zu „Fünf Tage Minimalismus“ an. Einer davon war ganz der Verschönerung der Beauty-Routine gewidmet. Nicht nur die Produkte selbst, auch die Badezimmer werden entschlackt.

„Bei den deutschen Kunden ist der Trend zu minimalistischer Kosmetik noch nicht so weit fortgeschritten“, sagt Angela Braun, Beauty-Expertin beim Kaufhaus Ludwig Beck in München. „Bei uns im Hause aber schon. Wir denken, dass es in diese Richtung gehen wird.“ Schon jetzt achteten viele Kunden auf die Inhaltsstoffe und studierten die INCI-Listen einzelner Produkte genau. Dazu passe auch, dass das Thema Biologische Kosmetik sehr stark sei. Beck hat seit kurzem eine zur Bio-Welle und zum Minimalismus passende Marke im Programm: das junge britische Label Le Pure, gegründet von der Österreicherin Julia Atzesberger und der französi-



Verzicht der anderen Art: Wer zu reichhaltige Cremes benutzt hat, kann auch auf Diät gesetzt werden, auf Beauty-Diät. Bild rechts unten: Dermatologin Kathi Turnbull.

ILLUSTRATION: LANBAZING, FOTO: HERSTELLER

schen Wissenschaftlerin Marie Carrasquedo. Wie bei Odacité gibt es auch bei Le Pure eine ganze Reihe von No-Gos. Darunter sind nicht nur die üblichen Verdächtigen wie Parabene oder Erdöl-Derivate, sondern auch chemisch modifizierte Pflanzenextrakte oder synthetische Substanzen, die sonst in Bio-Kosmetik vorhanden sein können. Auch synthetische Emulgatoren gibt es daher nicht. Die besondere Herstellungsweise der Cremes sorgt für eine stabile organische Emulsion. All das soll der Haut zu einer besseren Atmung verhelfen. Abends wird statt mit einem Extra-Reinigungsprodukt die Haut mit einigen Tropfen eines Elixirs aus Pflanzensäften sowie eines Gesichtöls auf einem feuchten Wattepad behandelt. Auf eine Nachtcreme danach wird ganz verzichtet.

Anwenderinnen schwärmen tatsächlich von der guten Verträglichkeit. Auch die Übersichtlichkeit des Angebots passt zur Less-is-More-Philosophie: Insgesamt

gibt es nur sechs verschiedene Produkte mit zwischen je 11 und 25 Inhaltsstoffen. Le Pure wirbt mit Produktionsmethoden im eigenen Labor, die eine maximale Konzentration aktiver Wirkstoffe gewährleisten sollen.

Dass für die Wirksamkeit einer Creme nicht die Anzahl von Inhaltsstoffen maßgeblich sei, bestätigt auch Kathi Turnbull. „Entscheidend ist die Konzentration, wie zum Beispiel bei klassischen Wirkstoffen aus dem Anti-Aging-Bereich: Hyaluron- oder Fruchtsäure.“ Häufig enthielten Produkte mit vielen Ingredienzen nur minimale Mengen des jeweiligen Stoffs. Bei sehr empfindlicher Haut allerdings seien nur bestimmte Wirkstoffe und die auch nur mit Augenmaß einsetzbar. Wenn der Patient in einer sehr stabilen Phase sei mit einem gut aufgebauten Säureschutzmantel und wenig Stress, dann könne man es vorsichtig auch mal mit einem Anti-Aging-Wirkstoff versuchen.

Überhaupt hält Kathi Turnbull den individuellen Zuschnitt von Pflegeprodukten bei sensibler Haut für unentbehrlich. „Statistisch gesehen gibt es durchaus Inhaltsstoffe, die häufiger Allergien auslösen als andere“, erklärt die Dermatologin. „Aber man muss diese Sensibilisierungen einzeln austesten.“ Sogenannte Typ-1-Allergiker mit einer Sofortreaktion (wie zum Beispiel Heuschnupfenpatienten) reagieren nicht unbedingt auf die Substanzen, die oft eine Kontaktallergie auslösen, sondern auf andere.

„Es ist sinnvoll, dass Menschen mit empfindlicher Haut sich individuell ärztlich beraten lassen“, empfiehlt Turnbull. Hinsichtlich der Verträglichkeit einer Creme oder eines Serums sei der Fettgehalt ähnlich entscheidend wie die Zahl der Wirkstoffe. Und der werde in der Regel von den Herstellern gar nicht ausgewiesen. Patienten, die zu reichhaltige Pflegeprodukte benutzt hätten, müsse sie deshalb manchmal

regulär auf Diät setzen, damit die Haut sich erst einmal beruhigen könne.

Alleine sei es für den Verbraucher schwierig, das richtige Produkt zu finden. „Wenn der Fettgehalt für den jeweiligen Hauttyp nicht passt, dann ist die Creme nicht verträglich. Man kommt nicht um die persönliche Abstimmung herum.“ Das gelte auch bei einer Creme speziell für sensible Haut mit wenigen unverdächtigen Wirkstoffen. „Es gibt nicht das eine Mittel

für alle“, sagt Kathi Turnbull. Auch der neue Minimalismus ist also in seiner heilsamen Wirkung begrenzt. Die Suche nach einem passenden Produkt kann er Menschen mit sensibler Haut jedoch nicht ersparen.  Kathi Turnbull



Spieltriebwagen: Der My-World-Nahverkehrs zug fährt im Kinderzimmer nach Plan.

# BAHNSINN

My World von Märklin soll die Eisenbahn im kleinen Maßstab zurück ins Kinderzimmer bringen. *Von Peter Thomas*

Der Fahrshalter oben auf der neuen Fernsteuerung von Märklin My World begeistert sofort: So einen Steuerknüppel kennt der Fünfjährige von Fotos der Führerstände echter Eisenbahnen. Und auch die je drei Fahrstufen vor- und rückwärts überzeugen gleich. Denn damit lässt sich der knallrote Nahverkehrs zug nach dem Vorbild von Alstoms Lint schön dynamisch durch die Schienen-Achter-schleifen steuern, die der Startpackung beiliegen. Und der gegenüber älteren Zügen erheblich gesteigerte Fahrkomfort findet ebenfalls Gefallen.

Die Plastikzüge von Märklin My World, die über den Wohnzimmerboden wieseln, haben auf den ersten Blick nicht viel gemeinsam mit den mehrere hundert Euro teuren feinen Miniaturen, die gestandene Modelleisenbahner vorbildgerecht langsam durch ihre Dioramen fahren lassen. Außer der Spurweite. Genau das aber sei ein Grund für den Erfolg des Pro-

gramms für Drei- bis Sechsjährige, sagt Märklin-Chef Florian Sieber.

„Am wichtigsten ist, dass My World keine Modelleisenbahn im klassischen Sinn ist.“ Vielmehr will das Unternehmen aus Göppingen den Spielwert der Bahn in den Mittelpunkt stellen.

Deshalb auch die neue Steuerung: Bislang gab es keinen haptischen Spielgenuss bei der Fernbedienung der My-World-Züge. Das ist beim sogenannten Power Control Stick nun anders. Über ihn werden auch Licht, Lautsprecherdurchsagen, Abfahrtsignal und Warnpfeiff gesteuert.

Klares Urteil unseres fünfjährigen Testers: Dagegen hat die alte, flache Fernsteuerung keine Chance. Schade nur, dass die neue Bedieneinheit nicht rückwärtskompatibel zu älteren Loks ist. Immerhin soll das neue Gerät bei künftigen My-World-Packungen zum Standard werden. Die in diesem Jahr erschienene Startpackung 29100 für 70 Euro macht den Anfang.

Als My World vor fünf Jahren auf den Markt kam, steckte Märklin gerade in der größten Krise der mehr als 150 Jahre währenden Unternehmensgeschichte. Im Jahr 2009 musste man Insolvenz anmelden. 2013 übernahm die Familie Sieber das Modellbahnunternehmen. Florian Sieber setzt seither als neuer Märklin-Chef auf die My-World-Idee, um Kinder wieder für die Eisenbahn im kleinen Maßstab zu begeistern. Fernsteuerung und Batterieantrieb gehören dazu, auch trittsichere Gleise ohne Stromkreis für Anlagen auf dem Teppichboden sowie Magnetkupplungen zwischen dem robust gefertigten Rollmaterial.

„My World bildet die Lebenswelt von Vor- und Grundschulkindern in Sachen Eisenbahn ab“, sagt Sieber. Statt der von Erwachsenen so geliebten Dampflok sind die Bestseller im Nachwuchsprogramm Hochgeschwindigkeitszüge wie ICE, TGV, ICN und Eurostar – sowie jetzt der Lint. Nur die gute alte Diesellok-Baureihe 218 (ein Mitglied der V 160-Familie aus Zeiten der Deutschen Bundesbahn) ist noch nennenswert in der Vergangenheit verankert.

Mit der Präsenz am Markt ist Märklin zur Zeit so zufrieden, dass für My World erstmals seit Jahrzehnten wieder Fernsehwerbung geschaltet wird. Und was ist mit dem Übergang von der batteriebetriebenen Spielbahn zur traditionellen H0-Modellbahn mit ihrer Komplexität und den deutlich höheren Preisen, wenn die Kinder älter werden? Hier setzt die Göppinger Firma nicht zuletzt auf Kompatibilität. Denn die My-World-Züge können auch auf klassischen H0-Gleisen fahren. Mit ihren Licht- und Soundeffekten machen die My-World-Kunststoffloks selbst auf älteren Anlagen von Eltern oder Großeltern eine gute Figur. Die Hoffnung des Unternehmens: Das könnte Lust auf mehr machen. Das Angebot in H0 und anderen Baugrößen ist heute jedenfalls größer denn je.



Alles unter Kontrolle: Der Power Control Stick steuert auch Licht und Lautsprecher.

## SIEH MAL AN



### FLUGZEUG

Bälle kann man nie genug haben. Das gilt für den Waboba erst recht. Im Grunde seines Daseins ist er ein Wasserball, der freudvoll über die Oberfläche hüpf und den Fänger vor manche Herausforderung stellt. Eine super Gaudi, wenn der Pool groß genug oder gerade etwas Meer zur Hand ist. Doch der runde Freund taugt auch für Würfübungen an Land, für den Vierbeiner gibt es sogar eine Sonderedition „Dogs best friend“. Die Bälle sind bunt, im Inneren befindet sich eine Silikonkugel, die Hülle ist aus Neopren. Die Waboba gib'ts für fünf bis neun Euro im Sportgeschäft. *(hap.)*



### FAHRZEUG

Der Porsche 911 ist eine Ikone. Bücher über ihn gibt es zuhauf. Der Band „911x911“ gehört zur „Edition Porsche Museum“ und verdichtet mehr als 50 Jahre 911-Geschichte auf mehr als 1000 Seiten. Die Hommage an den 911, „den keiner braucht, aber jeder möchte“ (Werbespruch aus den siebziger Jahren), eignet sich über alle Grenzen als Geschenk, die Texte sind auf Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch und Japanisch gedruckt. Nach einer Einführung folgen Bilder aus den Jahren 1958, mit Ferry Porsche und dem 911-Vorgänger 356, bis 2016, mit dem 911 R. Vier Kilogramm Buch im quadratischen Format kosten moderate 49,90 Euro, verlegt wird der Band vom Stuttgarter Motorbuch-Verlag. Der Titel bezieht sich auf die erste Auflage – die hatte 911 Seiten. *(fbs.)*



### SPIELZEUG

Wenn vor Weihnachten die Ideen ausgehen, können Geld oder ein Gutschein die Lösung sein. Vom Verpackungsspezialisten Leser gibt es dafür eine spezielle Presentbox. Sie besteht aus klarem Kunststoff, zwei Deckeln und einer Banderole aus kräftigem Papier, die sich um die Röhre wickelt. Auf ihr kann der Absender einen Gruß hinterlassen. Die Banderole fixiert sich automatisch durch einen Magneten. Die Box gibt es in zwei Größen – schmal für Geld, breit für Gutscheine. Sie kostet im Online-Handel rund sechs Euro. *(Web.)*

FOTOS: PETER THOMAS, MOTORBUCH-VERLAG, HERSTELLER ©

# ART IS *Magic*



## JETZT ALLE NEUEN KÜNSTLER UND WERKE BEI LUMAS ENTDECKEN

### PAOLO PETTIGIANI

INFRARED NYC I // 70x105 CM // AB 649 €  
FOTO-ABZUG UNTER ACRYLGLAS  
LIMITIERT & HANDSIGNIERT

## THE LIBERATION OF ART

ONLINESTORE UND ALLE GALERIEN WELTWEIT  
**LUMAS.DE**

# „MEIN LIEBLINGSBUCH? GANZ KLAR: DIE BIBEL!“



*Was essen Sie zum Frühstück?*

Ich mag es deftig: Brot mit Käse und Wurst, dazu ein gekochtes Ei. Die anderen Mahlzeiten sind mir nicht so wichtig. Das Frühstück zelebriere ich richtig. Und meine Cholesterinwerte sind gut.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Ich gehe nie shoppen, weil ich etwas brauche, sondern im Vorübergehen. Gerne kaufe ich bei der französischen Marke 1.2.3 ein, die hat viel für kleine Frauen. Das passt mir alles.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*

Nein. Was mir Spaß macht: einmal im Jahr Geburtstagsshoppen mit meiner jüngsten Tochter, die jetzt 25 ist.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Ein dunkelgrüner Wildlederemantel mit Kunstpelzbesatz, den ich 1992 auf Zypern gekauft habe. Da hatten wir eine Tagung vom Exekutivausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen in einem Kloster in den Bergen, und es war so kalt ...

*Was war Ihre größte Modesünde?*

Als Generalsekretärin des Kirchentags glaubte ich, ich brauchte ein schickes Kostüm. Ich ließ mich zu einem viel zu teuren roten Kostüm mit wuchtiger Jacke überreden. Das war dumm. Ich bin nicht der Typ für Rock mit Bluse.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*

Auf jeden Fall. Sich nach so einem Tag mit öffentlichem Händeschütteln in einem gemütlichen Jogginganzug aufs Sofa zu setzen, finde ich wunderbar.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*

Als ich zur Bischöfin gewählt wurde, habe ich mich das gefragt: Wie muss sich eigentlich eine Bischöfin anziehen? Dann fiel mir niemand als Vorbild ein, und ich dachte: Bleibst halt, wie du bist.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder ein Möbelstück selbst gemacht?*

Nein. Ich kann weder nähen noch bin ich in irgendeiner Weise handwerklich begabt.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*

Zur Konfirmation meiner ältesten Tochter vor 20 Jahren habe ich gedacht, jetzt musst du anfangen, für die große Familie ein Service zu sammeln: Villeroy & Boch, Cheyenne, alles mal zwölf, nach und nach eingekauft. Neulich sagte allerdings ein Freund meines Schwiegersohns, das sehe aus wie Eisdielengeschirr. Das hat es mir ein bisschen verdorben.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindruckten?*

Ich kann am allerbesten Spaghetti Bolognese, aber das beeindruckt nicht so wirklich.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*

„Süddeutsche“, „Spiegel“, „Zeit“.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*

Hauptsächlich „Spiegel Online“, morgens zur Info. Mit Blogs habe ich aufgehört, weil ich finde, dass die Leute da ein so unsägliches Zeug ablassen. Das ist furchtbar.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*

Im Oktober zum 60. Geburtstag einer Freundin. Meine Handschrift degeneriert, weil ich fast nur noch Mails verfasse.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*

Ganz klar: die Bibel, als Glaubensbuch und Handwerkszeug. Man findet immer wieder etwas, das man so noch

nicht gelesen hast. Kürzlich bin ich auf die Hexe von Endor gestoßen: Saul, der weiß, dass er den Kampf verlieren wird, geht zu einer „Hexe“, die er vorher verdammt hat, und erwartet sich Hilfe. Am Ende begreift er, dass es keine Hilfe gibt. Manche Formen von Weisheit wollen wir wegdrängen, aber wir wissen, es gibt sie. Wir sagen gerne, alles wird gut. Dabei ist es manchmal wichtig zu sagen, dass es nicht wieder gut wird.

*Ihre Lieblingsvornamen?*

Die Namen meiner Töchter: Sarah, Hanna, Lea, Esther.

*Ihr Lieblingsfilm?*

Ich kann Weihnachten immer „Tatsächlich ... Liebe“ sehen. Das ist nicht der größte Tiefgang, aber unterhaltsam, weil es zeigt, wie verschieden Beziehungen sind.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Ich habe seit vier Jahren kein Auto mehr und finde das sehr gut. Mit meiner Hunderter-Bahncard kann ich Bahn fahren, wann und wohin ich will, jederzeit, ohne zu buchen. Das ist ein Gefühl von Freiheit.

*Tragen Sie eine Uhr?*

Früher hatte ich immer nur eine einzige Uhr. Dann dachte ich: Eine Uhr ist auch ein Schmuckstück. Inzwischen habe ich zehn: rot, blau, silber-schwarz, schwarz-gold ...

*Tragen Sie Schmuck?*

Ohringe trage ich gerne, Ringe auch, aber nichts Großes. Schlandketten sind nicht so meins.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Deep Red von Boss.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Bei einer Ansprache die Menschen zum Schmunzeln zu bringen. Das erwarten sie oft nicht und reagieren verhalten. Aber der Glaube ist eine lebensfrohe Haltung. In der Predigt muss durchscheinen, dass wir an den Auferstandenen glauben und nicht an einen Toren.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*

Ungeduld. Manchmal bin ich zu schnell.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*

Mit einem schönen Blumenstrauß. Rosen mag ich sehr. Und Wildblumensträuße, die aussehen wie frisch gepflückt.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Da muss ich passen. Ich bin nicht der Typ, der gerne auf Empfangen steht.

*Sind Sie abergläubisch?*

Nein, wirklich nicht. Für mich ist Glaube ein klarer Halt im Leben. Wenn du Gottvertrauen hast, interessiert dich nicht, ob eine schwarze Katze von links nach rechts oder von rechts nach links über den Weg läuft.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*

Vielleicht in La Tranche in Frankreich am Atlantik. Da hatten wir 2011 ein Riesenhaus direkt am Meer, mit allen Kindern und Schwiegersöhnen. Und alle wollten kochen, ich musste mich um nichts kümmern.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*

Auf Usedom, wo ich ein kleines Ferienhäuschen habe.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

In der Regel Mineralwasser, ab und an gerne ein Glas Weißwein.

*Aufgezeichnet von Julia Schaaf.*

NOMOS  
GLASHÜTTE  
neomatik



Neue NOMOS-Uhren für Party, Podium und Parkett. Hier: Tangente neomatik nachtblau. Dieses und weitere Modelle mit NOMOS-Swing-System und dem Automatikwerk der nächsten Generation finden Sie jetzt im besten Fachhandel. Wo? Aachen: Lauscher, Lückler; Berlin: Christ im KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Gelsenkirchen: Weber; Hamburg: Becker; Hannover: Kröner; Köln: Berghoff, Gadebusch; Lübeck: Mahlberg; München: Fridrich, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Wempe, Bucherer und Rüschenbeck. Mehr auch online unter [nomos-store.com](http://nomos-store.com) und [nomos-glashuette.com](http://nomos-glashuette.com).



**N°5**  
L'EAU  
**CHANEL**  
PARIS

**THE NEW N°5**

ERHÄLTlich AUF CHANEL.COM #YOUKNOWMEANDYOU DONT